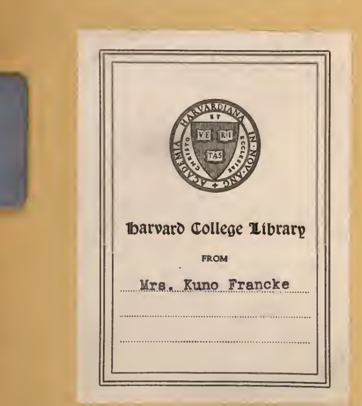

WIDENER
HN Y5UE ·
Tönnies · Schiller · 1905


HARVARDIANA
ET
VE RI TAS
IN·NOV·ANG
ACADEMIA
CHRISTO ECCLESIAE

Ferd. Tönnies

Schiller als Zeitbürger und Politiker.

Preis 1 Mk.

Buchverlag der „Hilfe"

Schiller als Zeitbürger

und

Politiker



„Man ist ebenso gut Zeitbürger, als man Weltbürger, Staatsbürger, Hausvater ist."

Schiller an den Erbprinzen Friedrich Christian v. Schleswig-Holstein: „Deutsche Rundschau" VII, S. 277. Schillers Briefe (Jonas) III, S. 329.

Von Ferdinand Tönnies



1905

Buchverlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg

— „er lebte nur von den höchsten Ideen und den glänzendsten Bildern umgeben, welche der Mensch in sich aufzunehmen und aus sich hervorzubringen vermag.“

Wilhelm von Humboldt über Schiller: Briefwechsel, S. 84.



Einleitung

Wenn wir überlegen, wie die neueren Jahrhunderte aus den früheren, die wir so unpassender- wie bequemerweise das Mittelalter nennen, sich entwickelt und erhoben haben, so lassen die Veränderungen und Gegensätze sich auf eine Reihe von Formeln bringen, die aber hier nicht auseinandergesetzt werden sollen. Wir halten uns an die augenfälligen und allgemein bekannten Tatsachen. Da ist zuerst die gerade für Deutschland so unermeßlich wichtige und folgenreiche Kirchentrennung: die gesamte klassische Literatur der Deutschen trägt ganz überwiegend ein protestantisches Gepräge, wenn auch keineswegs in einem konfessionellen Sinne. Die Vergleichung mit Frankreich lehrt, daß ein freigeistiges aufklärendes Schrifttum auch innerhalb des Rahmens der alten Kirche aufkommen und sogar zu viel schärferen und mehr explosiven Wirkungen gelangen konnte. Aber es bleibt darum doch sehr bedeutungsvoll, daß im Gebiete des heiligen römischen Reiches die protestantischen Territorien und Städte einen unverhältnismäßig viel größeren Anteil an dem ganzen Geistes- und Kunstleben, insbesondere der zwei letzten Jahrhunderte genommen haben; wenn auch Wien seinen Rang als die bedeutendste Stadt, um nicht zu sagen Hauptstadt des Reiches behauptete und eine Zeitlang durch seine Dichter wie durch seine Bühne einen nicht geringen Einfluß auszuüben vermochte.

Das geistige Leben der neueren Zeit ist aber auch durch seinen bürgerlichen Charakter bezeichnet. Wir müssen dabei nicht im engen Sinne an das städtische Bürgertum denken, obwohl dessen Wesen allerdings der ganzen Bewegung zugrunde liegt, sondern an den Sinn, den es hatte, daß im Beginne der französischen Revolution der „dritte Stand" sich für die Nation erklärte, daß er — nach dem Ausdrucke des Abbé Sièyes — „alles" zu sein in Anspruch nahm. In diesem Sinne nahmen auch starke Schichten der alten herrschenden Stände, des Adels (mit Einschluß der Fürsten) und des

Klerus (der ja auch Fürsten in seinen Reihen hatte) an den Fortschritten des Bürgertums und des bürgerlichen Bewußtseins tätigen und lebhaften Anteil. Vor allem aber sind diese Fortschritte bestimmt durch die Vermehrungen des Wissens, insonderheit der Naturerkenntnis und daher durch die Mitwirkung einer gelehrten, der Förderung des Wissens sich widmenden gesellschaftlichen Klasse. Hierin beruht der Einfluß, den, gerade in Deutschland, zumal die Universitäten geübt haben, mehr aber noch, und besonders von den anderen Ländern her, der Einfluß des freien Schriftstellers und Literaten.

Das bürgerliche Bewußtsein ist ein überwiegend verständiges oder, wie es selber sich lieber nennt, „vernünftiges" Bewußtsein. Als solches ist es in erster Linie analytisch, d. i. auflösend, unterscheidend — es will Licht und Klarheit, „Aufklärung" der Dunkelheit oder „Finsternis", die in Köpfen und in Institutionen angetroffen wird. Nachdem so die Vorurteile zerstreut, der Aberglaube vernichtet ist, will die Vernunft richtige Begriffe aufbauen und eine neue Ordnung begründen. Die neuen Begriffe und die neuen Ordnungen werden einfacher und klarer sein als die bunten, krausen, verworrenen Begriffe und Ordnungen, die überliefert worden sind.

Es liegt in dieser Vernunft nicht nur eine Absage an die Herrschaft der Gefühle, der Phantasie, der Gewohnheit und der Sitte, des seiner Herkunft nicht bewußten Glaubens, sondern — und eben darum — auch eine Tendenz der Gegnerschaft gegen die Kunst. Die Vernunft ist auf das Nützliche gerichtet, die mechanischen „Künste" sind ihr Bereich, wenn möglich als unmittelbare Anwendungen der Wissenschaft und Theorie. Die schönen Künste müssen sich vor ihr rechtfertigen; sie sind als loses, kindisches Spiel verdächtig. Das Schöne kann als eine Art des Nützlichen gelten, insofern als es ergötzt, erfreut und als Belustigung und Zerstreuung für heilsam und ersprießlich geachtet wird. Es kann aber ferner nützen, insofern als in ihm Lehren enthalten sind, sei es, daß die gefällige Form irgendwelchen Wahrheiten leichteren Eingang verschafft, sei es insonderheit, daß sie zur moralischen Besserung des Menschen dienen sollen. Keine Kunst braucht sich dagegen zu sperren, daß ihr so mannigfache und hohe Zwecke gesetzt werden, aber alle Kunst wird doch in eine gewisse Abhängigkeit vom wissenschaftlichen Geiste dadurch gebracht, daß sie ausdrücklich darauf angewiesen wird, zu etwas zu dienen; sie verliert etwas von ihrer glücklichen Unbefangenheit und selbstverständlichen Majestät, sie verliert an ihrer Freiheit. Der wissenschaftliche Geist — denn das ist doch jene Vernunft — hat aber auch auf das Wesen der Kunst einen gefährlichen Einfluß, zumal wenn er den Künstler selber beseelt oder doch von ihm als maßgebend anerkannt wird. Er strebt dahin, die freien

Künste den mechanischen Künsten anzuähnlichen, indem er ihnen Regeln vorschreibt, nach denen sie sich richten sollen, um einer bestimmten Idee, die wenn möglich auf ihren Zweck bezogen wird, zu entsprechen.

Nun ist — auch im Jahrhundert der Aufklärung — der Rationalismus, der so oft als platt, nüchtern, langweilig, geradlinig verschrieen ist, und dem doch kein moderner Mensch sich entziehen kann, niemals zu uneingeschränkter Herrschaft gelangt, so wenig als der ihm im Innersten verwandte Absolutismus der Fürsten. Einmal ist der künstlerische Geist in einem gewissen Maße immer seine eigenen Wege gegangen; er hat mit dem wissenschaftlichen Geiste gerungen und sich ihn zunutze gemacht, anstatt sich zu seinem Diener erniedrigen zu lassen. Und sodann laufen mit der reinen rationalistischen Tendenz, so überstark sie in die Erscheinung tritt, andere Entwickelungen des Denkens parallel, die sie vielfach hemmen, einschränken und modifizieren, zum Teil solche, die unmittelbar aus ihr hervorgehen und äußerlich gleichen Wesens mit ihr sind. Da ist vor allem aber der religiöse Geist des vergangenen Zeitalters, der fortlebt und neue Blüten und Früchte treibt. Auch er ist der Kunst nur in bedingter Weise günstig und teilweise in ausgesprochenster Weise feindlich, aber als Geist und Denkungsart ist er dem künstlerischen Geist im Innersten verwandt und wesensgleich. Sodann ist die gelehrte und mit wissenschaftlichen Absichten zusammenhängende Beschäftigung mit fremder und alter Kunst, für unser Zeitalter namentlich mit der griechisch-römischen Kultur, eine unmittelbare Anregung zur Nachahmung bewunderter Muster und hat fortwährend so gewirkt. Ferner aber trägt jede Art von Herrschaft, sobald sie als Tyrannei empfunden wird, die Elemente der Empörung in ihrem Schoße.

Die Herrschaft der bürgerlichen Vernunft verkörpert sich gleichsam in Voltaire, die Empörung dagegen in Rousseau, durchtränkt wie er selber ist von ihrem Geiste.

In Rousseau mischen sich mannigfache Motive eines leidenschaftlichen Widerstrebens gegen die Herrschaft des Verstandes und einer Kultur, die er als durch und durch künstlich — im Sinne von „unnatürlich“ — auffaßt und anklagt. Darin beruht ein großes Stück seiner unermeßlichen Wirkungen, daß drei ganz verschiedene Richtungen ungetrennt in seinem Geiste nebeneinander liegen:

1. die Vertretung des Landes, des Dorfes, der Ursprünglichkeit, gegen die Stadt mit ihrer Verfeinerung und Verderbnis, ihrer Verweichlichung und Verkünstelung — denn dies ist der eigentliche Sinn seiner Verherrlichungen des Naturzustandes, seiner Anklagen gegen Künste und Wissenschaften;

2. die Erhebung der Gesellschaft über den Staat, die radikale Geltendmachung des Prinzips, das in dem Worte „sozialer Kontrakt“ ausgedrückt liegt, die republikanische Gesinnung, die weit über das Ideal Montesquieus,

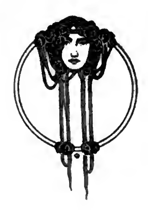
der sonst das politische Denken des 18. Jahrhunderts ausfüllte, hinausweist. Der Zusammenhang mit dem ersten Gedanken liegt darin, daß die Gesellschaft sich und ihren Willen als „natürliche Ordnung“ behauptet, daß hingegen der selbständige Wille, die „Einmischung“ des **Staates** als unnatürlich verstanden und gedacht wird. Das freie Gewerbe und der freie Handel drängen über ihre Grenzen, ringen mit ihren Fesseln;

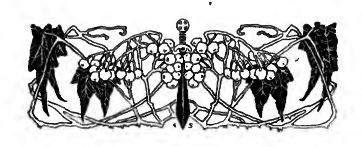
3. die Verkündigung der Interessen und des Rechtes der **Armen** gegen die Reichen, der Unterdrückten gegen ihre Unterdrücker, die Hinweisung auf die **Ungleichheit** unter den Menschen und die unermeßlichen Übel, die aus ihr entspringen.

Um diese Richtungen in politischen Begriffen, die hier durchaus angebracht sind, zu bezeichnen, so kann man sagen: die erste Richtung ist konservativ, die zweite ist liberal, die dritte sozialistisch. — In allen dreien sind die stärksten Antriebe zu gefühlsmäßigen und phantastischen Ideen, zur Hingebung an große Träume und an den Rausch der Illusion. Man erinnere sich zu 1. an den Zauber des Landlebens, der Schäferpoesie, des Volksliedes, des Idylls; zu 2. an das Ideal der Freiheit, den kühnen weltbürgerlichen Zug der Gemüter; zu 3. endlich erhebt sich das sittliche Gefühl in Mitleid und Gerechtigkeitssinn, in Entrüstung über Frivolität und Luxus der Großen, in der Liebe zu den Menschen, d. h. zu den leidenden, bedrängten, ihrer Menschenwürde beraubten, in der Schwärmerei für Gleichheit und Brüderlichkeit, in der Vorstellung eines auf **Gemeinschaft** der Güter und des Lebens gegründeten politischen Zustandes — des „Zukunftstaats“.

Alle diese Beweggründe und Gefühle drängen zum Singen und Sagen, zur Beredsamkeit, zur Darstellung. Die deutsche Literatur, von der Mitte des 18. Jahrhunderts ab, ist von ihnen erfüllt; in „Sturm und Drang“ erhebt sich die Volksseele, schaffend und genießend. Weit über der Literatur in Büchern, und besonders in Zeitschriften, die sich rasch und stark vermehren, erhebt sie von der **Bühne** ihre Stimme. Der unklare Drang nach Umwälzung, nach Neuerung entladet sich in der Satire und in der Darstellung tragischer Schicksale, die in ungesunden, unnatürlichen Zuständen beruhen. Die politischen Machthaber werden angegriffen in der Gestalt fingierter Personen oder in anschaulichen Bildern der Greuel, die eine despotische Staatskunst über das Menschengeschlecht verhängt hat. — Die revolutionäre Stimmung der gebildeten, und besonders der bürgerlichen, so oft noch vom Adel malträtierten Klasse ist der Boden, der besonders im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts den Schritten der bedeutenden Männer ihren Widerhall gab, die so zahlreich und jugendfroh ein neues Zeitalter ankündigten, Köpfe und Herzen mit sich fortreißend.

Die größten unter ihnen erheben sich am meisten über ihre Umgebung, und sind in ihrem Wert, ihrer Macht am wenigsten nach einem Schema zu begreifen. Sie wandeln ihre Bedingungen um, sie verwandeln sich selber, sie scheinen sich abzulösen von ihrem Zeitalter und im Lichte der Ewigkeit zu strahlen. —





Erster Abschnitt.

Ein doppelter Schiller hat unseres Volkes Herz erschüttert und erobert. Der erste beendet seinen Siegeslauf um 1790, als der Dichter das 30. Lebensjahr vollendet hat; der andere beginnt ihn etwa 7 Jahre nachher, mit dem Balladenjahr, und erreicht seinen Gipfel durch den großen Erfolg des Tell, womit es dem Dichter, der nur „wider Willen" mit der großen Masse in Berührung treten mochte, dennoch gelang „ein zu Herz und Sinnen sprechendes Volksstück" zu schaffen.

Der frühere Schiller lebt und dichtet ganz und gar im Bannkreise Rousseauschen Geistes, der in Deutschland teils (wie gesagt) wegen seiner vieldeutigen Unbestimmtheit, teils darum so bedeutend wurde, weil er mit anderen Motiven sowohl lebhaften Kunststrebens als moralisch-politischen Eifers sich begegnete. Und am meisten ist es die dritte, die revolutionäre Richtung, von der sich Schillers ungestümes Naturell ergriffen zeigt. Dieser jugendliche Schiller ist ganz und gar ein leidenschaftlich Wollender. Er erhebt seine Stirn, und erhebt seine Stimme, er sieht den Dingen ins Auge und schmettert Menschen wie Zuständen seine Anklagen und vernichtenden Urteile entgegen.

B.G.Niebuhr erzählt, noch aus Erinnerungen seines Vaters und anderer älterer Zeitgenossen, es seien ganz extravagante Freiheitsideen selbst bei vortrefflichen Leuten in Deutschland aufgekommen, etwa um das Jahr 1770. Daneben sei eine Ansicht herrschend geworden (eine ganz abgeschmackte Ansicht nennt sie Niebuhr), zu der Rousseau („der Held der meisten geistreichen Leute in meinem Knabenalter") allerdings die Veranlassung gegeben habe, obgleich sie bei ihm nicht so absurd hervortrete als bei denen, die sie ausbildeten, die Ansicht, daß die Tugend nur in den niederen Ständen, alle Verworfenheit unter den vornehmen zu suchen sei. „Hier war Schiller einer der schlimmsten unter den schlimmen ... er findet die Tugend nur noch unter Räubern und Mordbrennern." (Gesch. des Zeitalters der Revolution I, S. 84).

Bekannt ist jene Äußerung eines Fürsten: Wenn er mit dem Gedanken umgegangen wäre, die Welt zu erschaffen, und er vorausgesehen hätte, daß Schillers Räuber darin

würden geschrieben werden, so hätte er die Welt **nicht** erschaffen. Wozu **Weltrich** treffend bemerkt: „Zieht man den lieben Herrgott einmal ins Spiel, so ist noch sehr die Frage, ob ihm nicht die Aussicht, daß gewisse Fürsten der Rokokozeit unter seinen Menschenkindern wirtschaften würden, die Schöpfung der Welt weit mehr verleidet hätte, als die Vorstellung, daß einst ein Dichter das Regiment dieser Herren mit Flammenschrift brandmarken werde.“ (Friedrich Schiller. Erster Band, S. 370. Stuttgart 1899.)

Es wäre überflüssig, Schillers Jugenddramen hier näher zu charakterisieren. Hervorgehoben muß nur werden, daß sie einen entschieden politischen, leidenschaftlich revolutionären Charakter miteinander gemein haben, und daß dieser unzweifelhafterweise aus der Gesinnung des Dichters hervorgegangen war; des Dichters, der unter einem harten Erziehungsdruck aufgewachsen, sodann widrig-engen Verhältnissen, fürstlicher Gnade und Ungnade, militärischem Zwang entronnen, in ein buntes und leichtfertiges Literaten- und Schauspielerleben hineingeraten, von Schulden, Sorgen, Liebesaffären bedrückt, ein unstetes und mißvergnügtes Leben führte; ein Leben, das ihn — trotz Ruhm und Bewunderung, die ihm schon zugefallen waren — beinahe zum Menschen**feinde** gemacht hätte, wenn nicht Teilnahme und Liebe der Freunde ihn immer wieder aufgerichtet, der eigene Enthusiasmus — nebst der lieben Not — sein Schaffen immer wieder angespornt hätten. Und seinem Enthusiasmus, seiner Freiheit-Gesinnung galten doch vorzugsweise jene Teilnahme und Liebe, galt der begeisterte Widerhall, den seine aufrührerischen Stücke in vielen Herzen fanden. Er selber wußte dies und deutete Beifall wie Abfall in diesem Sinne. Den Fiesko habe das Publikum in Mannheim nicht verstanden, schreibt er an Reinwald (5. IV. 1784). „Republikanische Freiheit ist hierzulande ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name — in den Adern der Pfälzer fließt kein römisches Blut. Aber zu Berlin wurde er 14mal innerhalb drei Wochen gefordert und gespielt [ob in den damaligen Berlinern römisches Blut floß?]. Auch in Frankfurt fand man Geschmack daran. Die Mannheimer sagen, das Stück wäre viel zu gelehrt für sie.“ Es geht auch daraus hervor, daß er mit sehr bewußter Absicht sein Stück ein republikanisches Trauerspiel genannt hat. Immerhin ist es ein historisches Drama, und zu einem historischen Drama hatte der vorsichtige Dalberg auch die „Räuber“ gestempelt und ihrem Stachel damit die Spitze abgebrochen. „Das Stück spielt in Deutschland, im Jahre als Kaiser Maximilian den ewigen Landfrieden für Deutschland stiftete“, so stand auf dem Theaterzettel „der hiesigen Nationalbühne“ zu Mannheim, Sonntag, den 13. Januar 1782. Aber dem dritten Stück ließ sich die Modernität und der bürgerliche Charakter nicht nehmen. Der Dichter, dem von Anfang an auch sehr darum zu tun

war, bühnengerechte und erfolgreiche Schauspiele herzustellen, äußerte (gegen Dalberg v. 3. IV. 1783) selber Bedenken wegen „der vielleicht allzufreien Satire und Verspottung einer vornehmen Narren- und Schurkenart" (die allzu freie Darstellung einiger mächtiger Narrenarten nennt er es gegen einen Freund) in seiner „Luise Millerin", die Iffland „Kabale und Liebe" taufte. „Kabale und Liebe" urteilt Hettner richtig, „ist eine soziale Tragödie". „Die Fäulnis und Verderbnis, die in Franz Moor so entsetzlich zum Ausbruch kommt, ist [so soll man dies dritte Schauspiel verstehen] der Grundzug aller unserer staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen." „Mit glücklichstem Scharfblick hat der Dichter dasjenige Motiv erfaßt, in welchem die Unnatur der Gesellschaft, insbesondere das unmenschlich Kastenhafte der Standesunterschiede, am schreiendsten zutage tritt. Es ist der Begriff der sogenannten Mißheirat, dem noch immer erbarmungslos unzählige Menschenopfer fallen. Das klare unveräußerliche Naturrecht des Herzens im tragischen Kampf und Gegensatz mit den finsteren und zähen Mächten der gesellschaftlichen Formen und Vorurteile". In Hettners Worten (Literaturgesch. des 18. Jahrh. III, 3, S. 360) zittert noch die „schneidende" Wirkung nach, die das Stück als Ausdruck des bürgerlichen Bewußtseins, als Angriff gegen Fürsten und Adel auf die Zeitgenossen geübt hatte. Von der „abgöttischen Verehrung der Jugend" die es, wie Gervinus sagt, aufs neue provozierte, haben wir das lebendigste Zeugnis in dem Huldigungsbriefe zweier Brautpaare, der das für Schiller so folgenreiche Verhältnis zu Körner anbahnte. (Ich wenigstens glaube, daß dieser Brief — Juni 1784 datiert — unter dem unmittelbaren Eindrucke des zur Ostermesse erschienenen Buches „Kabale und Liebe, ein bürgerliches Trauerspiel" geschrieben wurde.) „Zu einer Zeit, da die Kunst sich immer mehr zur feilen Sklavin reicher und mächtiger Wollüstlinge herabwürdigt, tut es wohl, wenn ein großer Mann auftritt und zeigt, was der Mensch auch jetzt noch vermag", so beginnt das Schreiben, dessen Mitverfasser, Ferdinand Huber, später als eifriger Verfechter der Ideen der französischen Revolution bekannt war. Bald wurde er Schillers intimer Kamerad, durch brüderliches Du verbunden, in Leipzig (noch früher als Körner, der eben nach Dresden übergesiedelt war).

„Die Gerichtsbarkeit der Bühne fängt an, wo das Gebiet der weltlichen Gesetze sich endigt. Wenn die Gerechtigkeit für Gold verblindet und im Solde der Laster schwelgt, wenn die Frevel der Mächtigen ihrer Ohnmacht spotten, und Menschenfurcht den Arm der Obrigkeit bindet, übernimmt die Schaubühne Schwert und Wage, und reißt die Laster vor einen schrecklichen Richterstuhl". So verkündete der Stolz des Poeten in der Vorlesung, die er „am 26. des Junius 1784" in der öffentlichen Sitzung der kurpfälzischen

deutschen Gesellschaft hielt. Und weiterhin: „Die Schaubühne ist mehr als jede andere öffentliche Anstalt des Staats eine Schule der praktischen Weisheit, ein Wegweiser durch das bürgerliche Leben, ein unfehlbarer Schlüssel zu den geheimsten Zugängen der menschlichen Seele". . . . „Die Schaubühne ist der gemeinschaftliche Kanal, in welchen von dem denkenden besseren Teile des Volks das Licht der Weisheit herunterströmt, und von da aus in milderen Strahlen durch den ganzen Staat sich verbreitet. Richtigere Begriffe, geläuterte Grundsätze, reinere Gefühle fließen, von hier durch alle Adern des Volkes; der Nebel der Barbarei, des finstern Aberglaubens verschwindet, die Nacht weicht dem siegenden Licht." — Freilich war dies alles schon in kluger Anschmiegung an die Vorstellungen eines honetten Auditoriums gesprochen. Schon war der Dichter, der wenige Monate vorher, in der Ankündigung der „Rheinischen Thalia" (die mit dem Abdruck dieser Vorlesung eröffnet wurde), sich gerühmt hatte: „Ich schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten dient", zum „Herzoglich weimarischen Rat" avanciert und hatte den Präliminarien zu seinem persönlichen Friedensschluß mit den bestehenden Zuständen in Staat und Gesellschaft sich unterworfen. Von der dritten Rousseauschen Richtung geht er auf die zweite zurück. Hoffnung und Vertrauen auf die Weisheit der Staatslenker, Verlangen nach bürgerlicher Freiheit, dem die aufgeklärteren willig entgegenkamen, solche Motive treten in den Vordergrund seines Denkens; sie lösen den rebellischen Trotz und titanischen Unwillen ab, die in den ersten drei Stücken so wild und verführerisch getobt hatten.

Der Carlos, das vierte Drama, war noch in dem alten Sinne entworfen. „Ein Familiengemälde im königlichen Hause"! „Eine Fürstin, deren Herz, deren ganze weibliche Glückseligkeit einer traurigen Staatsmaxime hingeschlachtet wurden." Noch führt der Zorn, der Unmut ihm die Feder, noch will er anklagen und wettern, wenn auch nicht mehr gegen höfische Korruption und Standesvorurteile . . . . ein minder gefährliches Objekt nimmt er aufs Korn, bei dessen Verfolgung er nicht nur die Voltairianer, sondern auch alle Protestanten, wenigstens die nicht überkirchlichen, auf seiner Seite hat: die Jesuiten und die Inquisition, und damit indirekt das ganze geistliche Wesen, dessen Umtriebe freilich mit den Lastern und Missetaten der höheren Zirkel gar oft in engen Verbindungen gefunden wurden. Mit Enthusiasmus wollte sich der Dichter ganz in den „großen Charakter" seines Carlos hineinfühlen, er sollte „den Puls" von ihm selber haben. „Außerdem will ich es mir in diesem Schauspiel zur Pflicht machen, in Darstellung der Inquisition die prostituierte Menschheit zu rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu stellen. Ich will einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, ihn auf die Seele stoßen" (an Reinwald den 14. IV. 1783). Die heftigen Szenen, die

zwei Jahre später in der „Thalia" veröffentlicht wurden, tragen noch viel stärkere Spuren dieser ursprünglichen Tendenzen als die Bühnenfassung des Dramas, wie wir sie kennen. „Während der Zeit nämlich, daß ich es ausarbeitete, welches mancher Unterbrechungen wegen eine ziemlich lange Zeit war, hat sich — in mir selbst vieles verändert. An den verschiedenen Epochen, die während dieser Zeit über meine Art zu denken und zu empfinden vergangen sind, mußte notwendig auch dieses Werk teilnehmen." So in dem ersten der „Briefe über Don Carlos", die im Juli-Heft des „Teutschen Merkur" 1788 zuerst erschienen und von Wieland, dem Herausgeber dieser Monatsschrift, bewundert wurden. Aber diese Veränderungen in des Dichters Seele schlossen keineswegs eine Aufgabe der Grundstimmung ein, die als ein Hymnus auf die Freiheit aus dem Stücke widerhallt. Daß hierin die Einheit des Dramas enthalten sei, die nicht durch die Liebe, von der die drei ersten Akte „handeln", auch nicht durch die Freundschaft, wovon die zwei übrigen, gegeben sein können, will der achte dieser Briefe darlegen. „Rufen Sie sich lieber Freund, eine gewisse Unterredung zurücke, die über einen Lieblingsgegenstand unseres Jahrzehends — Verbreitung reinerer, sanfterer Humanität, über die höchstmögliche Freiheit der Individuen bei des Staats höchster Blüte, kurz über den schönen Zustand der Menschheit, wie er in ihrer Natur und ihren Kräften als erreichbar angegeben liegt — unter uns lebhaft wurde, und unsere Phantasie in einen der lieblichen Träume entzückte, in denen das Herz so angenehm schwelgt. Wir schlossen damals mit dem romanhaften Wunsche, daß es dem Zufall, der wohl größere Wunder schon getan, in dem nächsten Julianischen Zyklus, gefallen möchte, unsere Gedankenreihe, unsere Träume und Überzeugungen mit eben dieser Lebendigkeit, und mit eben so gutem Willen befruchtet, in dem erstgeborenen Sohn eines künftigen Beherrschers von — oder von — auf dieser oder der andern Hemisphäre wieder zu erwecken." Seine Phantasie habe für die Ausführung dieses Entwurfes keine tauglichere Person gefunden als den spanischen Prinzen. „Alles fand ich mir . . . in die Hände gearbeitet; Freiheitssinn mit dem Despotismus im Kampfe, die Fesseln der Dummheit zerbrochen, tausendjährige Vorurteile erschüttert, eine Nation, die ihre Menschenrechte wieder fordert, republikanische Tugenden im Schwange, hellere Begriffe im Umlauf, alle Köpfe in Gärung, alle Gemüter von einem begeisterten Interesse gehoben." — Wie sollte aber die „schön organisierte Jünglingsseele" des Thronerben Philipps „zu dieser liberalen Philosophie" gelangt sein? „Das Schicksal schenkte ihm einen Freund." „Eine Geburt der Freundschaft also ist diese heitere, menschliche Philosophie, die der Prinz auf dem Throne in Ausübung bringen soll." „Unter beiden Freunden bildet sich also ein enthusiastischer

Entwurf, den glücklichsten Zustand hervorzubringen, der der menschlichen Gesellschaft erreichbar ist, und von diesem enthusiastischen Entwurfe, wie er nämlich im Konflikt mit der Leidenschaft erscheint, handelt das gegenwärtige Drama." Die Rechtfertigung seiner zusammengeschweißten Dichtung aus dem ästhetischen Gesichtspunkte ist freilich dem Verfasser nicht gelungen. Denn wie ist es motiviert, daß Posa sein Programm im höchsten Glanze der Beredsamkeit entwickelt vor — König Philipp und daß dieser plötzlich, weil Posa für seine Intrigue dessen bedarf, sich von seinen schönen Worten gefangen nehmen läßt und den Ideen die wider ihn gerichtet sind, zugänglich erscheint?! Aber diese Szene machte und macht noch heute den Erfolg des Schauspiels! Nicht besser als es durch Minor geschehen, kann man sich hierüber aussprechen. „Alles was in der Zeit vor der französischen Revolution an liberalen und humanitären, an toleranten und kosmopolitischen Ideen aufgespeichert lag, ist hier von der Bühne herab laut geworden durch den Mund Posas, welcher der Sprecher seines Jahrhunderts ist. Nie haben die Schlagworte von Weltbürgertum, von der allgemeinen Menschenliebe, von der Gedankenfreiheit und der Glaubensfreiheit einen beredteren und mächtigeren Ausdruck gefunden" (Schiller II S. 568). „Man jubelte dem Marquis von Posa und seinem Dichter zu; und man wird ihm zujubeln, wenn und wo immer er seine Stimme erhebt, wenn auch seine Nachfolger im Parlament seine Forderungen anders formulieren." (Ebendas. S. 570.)

Und doch fühlte sich der Dichter um diese Zeit bald durch Zweifel an seinem dichterischen Vermögen, bald durch den Gedanken bedrückt, daß er bisher „doch fast immer mit dem Fluche belastet sei, den die Meinung der Welt über diese Libertinage des Geistes, die Dichtkunst, verhängt habe. In seiner Arbeit an einem historischen Werke fand er nicht nur ungemein viel Genuß, sondern fühlte sich auch durch die Idee von etwas Solidem (d. h. etwas, das ohne Erleuchtung des Verstandes dafür gehalten werde) „sehr unterstützt" (an Körner 19. XII. 1787). Am Ende sei er nun dem Publizisten näher als dem Dichter, „wenigstens näher dem Montesquieu als dem Sophokles" (ebenso 12. II. 1788). Den Esprit des Loix erwarb er damals, nebst Gibbon, Pütter u. a. käuflich. Er fand Montesquieu recht dazu gemacht, um studiert zu werden, seine Gegenstände seien die wichtigsten und die eines denkenden Menschen würdigsten („denn was ist den Menschen wichtiger als die glücklichste Verfassung der Gesellschaft, in der alle unsere Kräfte zum Treiben gebracht werden sollen?" An Lotte von Lengefeld und Caroline v. Beulwitz 4. XII. 1788). In der Hinweisung auf Montesquieu klingt auch die Selbstkritik über Don Carlos aus: er (Schiller) sei weder

Illuminat noch Maurer, sagt er im zehnten Briefe, „aber wenn beide Verbrüderungen einen moralischen Zweck miteinander gemein haben, und wenn dieser Zweck für die menschliche Gesellschaft der wichtigste ist, so muß er mit demjenigen, den Marquis Posa sich vorsetzte, sehr nahe verwandt sein. Obgleich der Gegenstand für eine dramatische Behandlung zu abstrakt und zu ernsthaft scheinen möge, so habe es doch ihm eines Versuches nicht ganz unwert gedünkt „Wahrheiten, die jedem, der es gut mit seiner Gattung meint, die heiligsten sein müssen, und die bis jetzt nur das Eigentum der Lehrbücher waren, in das Gebiet der schönen Künste herüber zu ziehen, mit Licht und Wärme zu beseelen und als lebendig wirkende Motive, in das Menschenherz gepflanzt, in einem kraftvollen Kampfe mit der Leidenschaft zu zeigen“.*)

Und recht zuversichtlich meint er, es seien einige nicht ganz unwichtige Ideen, die darin niedergelegt wurden „für — den redlichen Finder nicht verloren, den es vielleicht nicht unangenehm überraschen wird, Bemerkungen, deren er sich aus seinem Montesquieu erinnert, in einem Trauerspiel angewandt und bestätigt zu sehen“.

Dies war geschrieben am Vorabende der welterschütternden politischen Ereignisse jenseits des Rheines. Montesquieu und Rousseau sind die Staatsphilosophen, aus denen nacheinander die Männer der Konstituante, der legislativen Versammlung und des Konventes ihre Ideen schöpften; jener hat im Anfange, dieser am Ende den überwiegenden Einfluß; jener ist Autorität für die Gemäßigten, die Großbürger, die Kapitalisten, dieser für die Radikalen, die Jakobiner, das „Volk“.

Wie sehr aber Schiller um diese Zeit noch politisch dachte und tief bewegt war von den Gedanken des Liberalismus und der Aufklärung, dafür zeugt besonders stark auch die im gleichen Jahre (1788) erschienene „Geschichte des Abfalles der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung“.

„Eine der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten“ so hebt die Einleitung dieses bedeutenden Werkes an, „die das sechzehnte Jahrhundert zum glänzendsten der Welt gemacht haben, dünkt mir die Gründung der niederländischen Freiheit. Wenn die schimmernden Taten der Ruhmsucht und einer verderblichen Herrschbegierde auf unsere Bewunderung Anspruch machen, wieviel mehr eine Begebenheit, wo die bedrängte Menschheit um ihre edelsten Rechte ringt, wo mit der guten Sache ungewöhnliche Kräfte sich paaren, und die Hilfsmittel entschlossener Verzweiflung über die furchtbaren Künste der Tyrannei in ungleichem Wettkampf siegen.

*) Diese Worte sind von Schiller selbst in Anführungszeichen gesetzt; woher ist das Zitat? In Goedekes kritischer Ausgabe wäre eine Nachweisung angebracht gewesen, die ich vermisse.

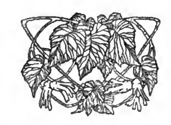
Groß und beruhigend ist der Gedanke, daß gegen die trotzigen Anmaßungen der Fürstengewalt endlich noch eine Hilfe vorhanden ist, daß ihre berechnetsten Pläne an der menschlichen Freiheit zuschanden werden, daß ein herzhafter Widerstand auch den gestreckten Arm eines Despoten beugen, heldenmütige Beharrung seine schrecklichen Hilfsquellen endlich erschöpfen kann." Er will den Versuch machen, dieses schöne Denkmal bürgerlicher Stärke vor der Welt aufzustellen, in der Brust seines Lesers ein fröhliches Gefühl seiner selbst zu erwecken, und ein neues, unverwerfliches Beispiel zu geben, was Menschen wagen dürfen für die gute Sache, und ausrichten mögen durch Vereinigung. Der glückliche Erfolg, heißt es im folgenden Absatze, der dies Wagestück eines friedfertigen Volkes krönte, „ist auch uns nicht versagt, wenn die Zeitläufte wiederkehren und ähnliche Anlässe uns zu ähnlichen Taten rufen".

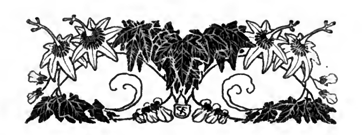
Mit diesen Anschauungen, diesen Gedanken, mit dem Enthusiasmus, der sie erwärmte, hängen die geschichtsphilosophischen Betrachtungen nahe zusammen, denen sich Schiller im folgenden Jahre, dem ersten seiner Professur, so eifrig hingab; sie hängen damit zusammen, indem sie sie teils bedingen und inspirieren, teils sie wiederum einschränken und dämpfen. Denn am meisten merkwürdig ist an diesen Betrachtungen, wie darin eine Rousseausche Kritik der Zivilisation, insbesondere des gegebenen gesellschaftlichen Zustandes, mit der gewöhnlichen Ansicht des Siècle des lumières ringt, die vom Glauben an den Forschritt, an die entscheidende Bedeutung des Wissens, ausgegangen und erfüllt ist. Das Grundthema gibt diese immer her; schon in frühen Jugendarbeiten beschäftigt er sich gern mit der Entwickelung des Menschengeschlechtes aus Wildheit und Barbarei zur Kultur. So in der — übrigens die Kralle des Löwen deutlich zeigenden — Dissertation (der zweiten: „Versuch über den Zusammenhang"): „Der Mensch mußte Tier sein, ehe er wußte, daß er ein Geist war, er mußte im Staube kriechen, ehe er den Newtonschen Flug durchs Universum wagte. Der Körper also der erste Sporn zur Tätigkeit; Sinnlichkeit die erste Leiter zur Vollkommenheit." Auch die Antrittsrede über Universalgeschichte ist ganz durchdrungen von dieser Ansicht. Und hier tritt auch das charakteristische Komplement stark hervor, die beinahe als von selbst verständlich sich geltend machende Lehre, daß die Neuzeit zum Mittelalter wie Kultur zur Barbarei sich verhalte. „Alle denkenden Köpfe verknüpft jetzt ein weltbürgerliches Band, und alles Licht seines Jahrhunderts kann nunmehr den Geist eines neuen Galilei und Erasmus bescheinen." „Wahr ist es, auch in unser Zeitalter haben sich noch manche barbarische Überreste aus den vorigen eingedrungen, Geburten des Zufalles und der Gewalt, die das Zeitalter der Vernunft nicht hätte verewigen sollen:

Aber wieviel Gestalt hat der Verstand des Menschen auch diesem barbarischen Nachlaß der älteren und mittleren Jahrhunderte anerschaffen." Und mit dem Satze „Unser menschliches Jahrhundert herbeizuführen haben sich — ohne es zu wissen oder zu erzielen — alle vorhergehenden Zeitalter angestrengt" beginnt die wohltönende hochgestimmte Periode des Schlußabsatzes, die Aufforderung, „zu dem reichen Vermächtnis von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vorwelt überkamen, auch aus unseren Mitteln einen Beitrag zu legen, und an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen". Neben solche optimistische Ansicht der Zivilisation und Bildung tritt aber unausgeglichen eine düstere oder doch mit trüben Lichtern untermischte, um sie nicht pessimistisch zu nennen. Da kommt der Gedanke, daß die Blüte ihrer Kultur von den Völkern mit ihrer Freiheit erkauft werde; nur Europa habe Staaten, die zugleich erleuchtet, gesittet und ununterworfen sind; sonst überall wohne die Wildheit bei der Freiheit, und die Knechtschaft bei der Kultur. Das habe Europa dem kriegerischen Jahrtausend zu verdanken, durch das es sich hindurchgerungen. (Allgem. Sammlung historischer Memoires. 1. Abt. 4. 1790.) Aber bei dieser relativen Apologie des Mittelalters und der früheren Zeitalter bleibt Schiller nicht stehen. Während der moralisch-politische Denker sich von Rousseau entfernt, kommt der historische Denker — wie ich glaube, nicht ohne Fichtesche Einflüsse — Rousseau näher. Das Mißfallen an der eigenen Zeit und ihren Menschen nimmt sichtlich zu — eigene Erlebnisse werden dazu beigetragen haben —: „man muß gestehen," schreibt er zwei Jahre später, „daß wir die Überlegenheit unserer Zeiten nicht immer mit Bescheidenheit, mit Gerechtigkeit gegen die vergangenen geltend machen. Der verachtende Blick, den wir gewohnt sind, auf jene Periode des Aberglaubens, des Fanatismus, der Gedankenknechtschaft zu werfen, verrät weniger den rühmlichen Stolz der sich fühlenden Stärke, als den kleinlichen Triumph der Schwäche, die durch einen ohnmächtigen Spott die Beschämung rächt, die das höhere Verdienst ihr abnötigte. Was wir auch vor jenen finstern Jahrhunderten voraus haben mögen, so ist es doch höchstens nur ein vorteilhafter Tausch, auf den wir allenfalls ein Recht haben könnten, stolz zu sein. Der Vorzug hellerer Begriffe, besiegter Vorurteile, gemäßigterer Leidenschaften, freierer Gesinnungen — wenn wir ihn wirklich zu erweisen im Stande sind — kostet uns das wichtige Opfer praktischer Tugend, ohne die wir doch unser besseres Wissen kaum für einen Gewinn rechnen können. Dieselbe Kultur, welche in unserm Gehirn das Feuer eines fanatischen Eifers auslöschte, hat zugleich die Glut der Begeisterung in unsern Herzen erstickt, den Schwung der Gesinnungen gelähmt, die tatenreifende Energie

des Charakters vernichtet. Die Heroen des Mittelalters setzten an einen Wahn, den sie mit Weisheit verwechselten; und eben weil er ihnen Weisheit war, Blut, Leben und Eigentum; so schlecht ihre Vernunft belehrt war, so heldenmäßig gehorchten sie ihren höchsten Gesetzen — und können wir, ihre verfeinerten Enkel, uns wohl rühmen, daß wir an unsere Weisheit nur halb so viel, als sie an ihre Torheit wagen?" Es wird dann (in der Vorrede zur Geschichte des Maltheserordens nach Vertot 1792) ausgeführt, daß nur die Herrschaft seiner Ideen über seine Gefühle dem Menschen Würde verleihe und daß die Willigkeit des Gemüts, sich von übersinnlichen Triebfedern leiten zu lassen, die notwendige Bedingung unserer sittlichen Kultur sei. — Allmählich aber und vorzüglich in den ästhetischen Schriften, die als Anwendungen Kantischer Philosophie rasch die historischen ablösen, wird nur noch mit der griechischen Kultur die moderne verglichen, oder vielmehr jene erscheint als ein der Natur noch näher liegender, reinerer und unschuldiger Zustand, diese als Entartung, Verweichlichung, Zerspaltung, Unnatur, aus der zur Natur zurückzukehren unsere sittliche Aufgabe sei: so namentlich in der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung (1795) die solchen Gedanken eine scharfe Prägung gibt. „Wir waren Natur wie sie (die Blumen und Vögel, die bemoosten Steine usw.) und unsere Kultur soll uns, auf dem Wege der Vernunft und der Freiheit, zur Natur zurückführen. Sie sind also zugleich Darstellung unserer verlorenen Kindheit, die uns ewig das Teuerste bleibt; daher sie uns mit einer gewissen Wehmut erfüllen. Zugleich sind sie Darstellungen unserer höchsten Vollendung im Ideale, daher sie uns in eine erhabene Rührung versetzen." „Kultiviert" und „verdorben" werden als Synonyme verbunden. Gelegentlich bezeichnet er aber auch, was ihn von Rousseau unterscheide (den er aber nicht tief verstanden hat); jener wolle die Menschheit, nur um des Streits in ihr recht bald los zu werden, lieber zu der geistlosen Einförmigkeit des ersten Standes zurückgeführt, als in der geistreichen Harmonie einer völlig durchgeführten Bildung geendigt sehen, wolle die Kunst lieber gar nicht anfangen lassen, als ihre Vollendung erwarten . . . . Auch in den Briefen über die ästhetische Erziehung der Menschheit (auf die später zurückzukommen sein wird), klagt der philosophische Dichter „unser Zeitalter" an, daß es auf zwei Abwegen wandele, hier der Rohigkeit, dort der Erschlaffung und Verkehrtheit zum Raube geworden sei. „Die Kultur, weit entfernt, uns in Freiheit zu setzen, entwickelt mit jeder Kraft, die sie in uns ausbildet, nur ein neues Bedürfnis; die Bande des Physischen schnüren sich immer beängstigender zu, so daß die Furcht, zu verlieren, selbst den feurigen Trieb nach Verbesserung erstickt, und die Maxime des leidenden Gehorsams für die höchste Weisheit des Lebens gilt. [Hört!] So sieht

man den Geist der Zeit zwischen Verkehrtheit und Rohigkeit, zwischen Unnatur und bloßer Natur, zwischen Superstition und moralischem Unglauben schwanken, und es ist bloß das Gleichgewicht des Schlimmen, was ihm zuweilen noch Grenzen setzt." — In diesen Ansichten ist schon die bittere Entfremdung zu spüren, die sich Schillers mehr und mehr gegen seine Zeitgenossen bemächtigte, die vornehme, zurückgezogene Stellung, die er in späteren Jahren der Mitwelt und ihren Meinungen gegenüber einnahm, kündigt sich an. In der gründlichen Verachtung des deutschen literarischen Publikums verdichten sich diese Gefühle, in den Xenien finden sie ihre Entladung.





Zweiter Abschnitt.

Es ist ganz und gar ein anderer Schiller, der uns in den Werken seiner letzten 7 Jahre entgegentritt. Er verhält sich nicht mehr als ein Wollender zur Welt, in dem Sinne, wie wir ihn gekannt und verstanden haben — er ist ganz Dichter, ganz Künstler, und das ist es, was er sein will: wenn man es richtig auffaßt, so wird man sagen dürfen, daß er wesentlich als ein Denkender sein Verhältnis zu Welt und Menschen eingerichtet hat. In einem vertrauten Briefe, der dieser Entwickelung weit voraus liegt (an Körner 15. April 1786) meint der Dichter, eine Mischung von Spekulation und Feuer, Phantasie und Ingenium, Kälte und Wärme „zuweilen an sich zu beobachten". Gewiß ist, daß in dieser späteren Epoche, wie es auch dem normalen Fortschritte des Menschen entspricht, die Kälte, wie in der früheren die Wärme, durchaus überwogen hat; das Merkwürdige dabei liegt aber eben darin, daß der große Mann gleichzeitig immermehr vom Philosophen (in einem allgemeineren als dem Schulsinne des Wortes) sich weg entwickelt hatte, obgleich, wie seine eigne Meinung in jenem Briefe war, dem Philosophen die Kälte des Verstandes, dem Dichter die Temperatur der Phantasie und des Gemütes zuzukommen scheint. Die Wahrheit ist, daß in seinem Genie der dichterische Antrieb immer mit unwiderstehlicher Macht gewaltet hat, daß er sein inneres Leben beherrschte, sein äußeres bestimmte. Aber dieser dichterische Antrieb ist in seinen früheren Jahren eins mit allen seinen Leidenschaften und seines eigentlichen Berufes wird er sich nicht klar bewußt. Immer war er durch die Lebensnot und die Sorge ums tägliche Brot im Innersten bewegt. Bald erkennt er die Unmöglichkeit, als bloßer Schriftsteller zu einer leidlichen Lebensstellung, zu eignem Haus und Herd zu gelangen, und die Sehnsucht danach hat ihn früh ergriffen. Sie bewegt ihn, gegen seine Neigung und ohne Glauben an seine Tauglichkeit dafür, Professor zu werden; um seine adliche Braut heimzuführen, muß er dem weimarischen Herzog für ein Gehalt von 200 Talern dankbar sein; um ihr einen, nach seinem Bedünken, angemessenen Rang zu geben, muß er um den Hofratstitel den meiningischen Fürsten angehen; für die

Praxis des Lebens verfügte der freiheitliebende Schwabe von Jugend auf über einen nicht gemeinen Scharfsinn: er verstand es, sich einzurichten und sich anzupassen — freilich, der Zwang der Umstände war ihm immer auf den Fersen!

So wurde das Feuer seines Wollens nicht nur durch die zunehmenden Jahre gedämpft, sondern noch mehr durch die Lebensverhältnisse, in die sie ihn brachten. Und während jenes zuerst in seinem Denken wie in seinem Dichten geglüht hatte, ging ein kühl überlegenes Wesen zuerst in sein Denken und von diesem aus dann auch in sein Dichten über. Seine poetischen Fähigkeiten wurden durch gereiften Kunstverstand nicht abgeschwächt, aber ihre Übung nahm einen neuen, in hohem Grade bewußten Charakter an. Er setzt sich in eine objektivierende Entfernung zu den Dingen; er operiert insbesondere mit den Menschen, wie mit Figuren, für seine künstlerischen Zwecke; es sind die Probleme mit ihren Konflikten, die ihn interessieren; er will nicht sowohl selber etwas sagen, als die dargestellten Sachen, und Personen, sprechen lassen; er verleugnet alle Tendenzen, am meisten die früher so lebendige politische Tendenz.

Auch sein politisches Interesse und Denken hatte mit dem Streben nach Lebensstellung und Betätigung zusammengehangen. Es sind deutliche Spuren vorhanden, daß er sich früh mit dem Gedanken getragen hat, im Wirken eines Staatsmannes einmal seinen Geist und seine Kraft zu bewähren. Von einem seiner Jugendfreunde wird die Meinung ausgesprochen, daß, wenn Schiller nicht ein großer Dichter, er gewiß ein großer Mensch im handelnden öffentlichen Leben geworden wäre; freilich fügt dieser die (für damals) leicht begreifliche Befürchtung hinzu, er möchte alsdann als Gefangener einer Festung sein Ende gefunden haben. Ein anderer Freund, der mit ihm dem Druck des Stuttgarter Lebens entfloh und diese gemeinsame Flucht in anschaulich heiterer Weise geschildert hat*), der Musiker Andreas Streicher, erzählt, daß unser Dichter damals in allem Ernste mit dem Plane umging, die Rechte noch zu studieren und hoffte dieses Studium (mit dem er übrigens auf der Karlsschule schon einen Anfang gemacht hatte) rasch zu bewältigen und dann sich einen wohlhabenden, sorgenfreien Zustand zu verschaffen. In der Mitternachtstunde (25./26. März 1785) scheidend, gaben die beiden sich das Wort, einander nicht eher zu schreiben, als bis jeder etwas Rechtes geworden wäre, und zwar wollte Streicher Kapellmeister, Schiller — Minister geworden sein. Und es deuten manche Zeichen darauf hin, daß diese Phantasie, in der damals allein möglichen Form, im Dienste eines auf-

*) Das Büchlein ist jüngst aufs neue gedruckt worden („Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782 bis 1785" von Andreas Streicher).

geklärten Fürsten, Einfluß auf die Geschicke der Menschheit, auf eine vernünftige Gestaltung des politischen Lebens zu gewinnen, ihn nicht so bald verlassen hat. Jene Stelle in den Briefen über Don Carlos, ja den Carlos selber, oder vielmehr den Posa, kann man im Lichte dieses Gedankens um so besser verstehen. Und noch einem Jugendfreund schreibt er im Dezember 1788 folgenden merkwürdigen Zettel: „Von nun an streiche mich nur aus der Liste der literarischen Vagabunden aus. Oder hast Du mir lieber den etwas ehrenvolleren Titel eines Privatgelehrten beigelegt, so ändere auch diesen. Denn ich denke nun bald in Staats- und Adreßkalendern als etwas Öffentliches zu prangen. Du lächelst, und ich wette, daß ich die Deutung dieses Lächelns errate. Du meinst, nun wird er wohl in meine Fußtapfen treten und ein ehrlicher Hausvater werden? — Ja, lieber Zumsteeg, verschiedene meiner Meinungen sind geflohen und haben sich mit mir verwandelt. Auch mein Kopf ist nicht mehr der Sonderling wie ehedem, und darum sollst du bald von mir vernehmen, daß ich es nicht mehr gut achtete, allein zu sein" (an Rudolf Z. 10. Dezember 1788). Gewiß, es waren in erster Linie die Heiratspläne, die ihn bewegten, und im Zusammenhange damit der „heillose Katheder", vor dem ihm freilich graute, und um dieselbe Zeit schreibt er an Körner: „Mein ganzes Absehen bei dieser Sache ist, in eine gewisse Rechtlichkeit und bürgerliche Verbindung einzutreten, wo mich eine bessere Versorgung finden kann." Jena werde ihn während eines Jahres in akademische Berufsgeschäfte hineinhetzen und ihm gewissermaßen einen gelehrten Namen geben, „der mir nötig ist, um gesucht zu werden" (an Körner 25. Dezember 1788). Was folgt, weist freilich nur auf eine „Vokation" oder ein Ordinariat in Jena; aber seine geheimen Gedanken verraten sich anderwärts. Großen Eindruck hatte eben um diese Zeit es auf ihn gemacht, zu hören, daß der Carlos in Berlin mit Erfolg gegeben war. „Die Szene des Marquis mit dem König soll gut gespielt worden und Seiner Majestät . . . sehr ans Herz gegangen sein" (daß er den Nachfolger Friedrichs hier mit einem sehr despektierlichen Namen belegt, tut nichts zur Sache). „Ich warte nun alle Tage auf eine Vokation nach Berlin, um Herzbergs Stelle zu übernehmen und den preußischen Staat zu regieren" (an Lotte v. Lengefeld 11. Dezember 1788, also am Tage nach dem Briefe an Zumsteeg). Das war ein Scherz — gewiß; aber solche Scherze kommen nicht von ungefähr, so wenig wie nächtliche Träume ähnlicher Art — es sind die zaghaften Wünsche, die dahin entfliehen. Auch Körnern erzählt er, daß der junge Schubart, der über diese Aufführung berichtet hatte, „Wunder" spreche „von der Wirkung des Stückes auf — den König." Charakteristisch ist auch, daß er, einige Tage später, an Huber, auf Grund der „ziemlich schwärmerisch geknüpften Freundschaft",

die sie verbinde, den guten Rat erteilt, „im politischen und publizistischen Fach als Philosoph und Denker von Geschmack zu arbeiten"; es sei fast das einzige Fach „wo schriftstellerischer Genuß und Ruhm mit bürgerlicher Schätzung und Belohnung in einem hohen Grade" zu vereinigen sei (2. Januar 1789). Schiller führt dabei aus, wie er an Hubers Stelle es anfangen würde, ein „Virtuose" in diesem Fache zu werden.

Indessen gestaltete sich Schillers Schicksal anders. Wenn er auch, wie er vorausgesehen, in der Tätigkeit des akademischen Lehrers keine Befriedigung fand, so blieb er doch daran haften*), und der wachsende Ruhm, die Kantische Philosophie, die Tätigkeit als Herausgeber der Horen, vor allem aber das Familienleben, und demnächst die nähere Bekanntschaft und das Zusammenwirken mit Goethe, entschädigten ihn einigermaßen; die Übersiedelung nach Weimar und zuletzt die Nobilitierung gaben seiner Lebensstellung vollends die Würde, nach der ihn verlangte. Und diese Entwickelung ging Hand in Hand mit dem Zurücktreten des Politikers in ihm.

Von seinem Verhältnis zur französischen Revolution, der Freund Huber mit aller Leidenschaft sich hingab, besitzen wir nur sehr wenige Dokumente; das wichtigste ist vor bald 30 Jahren erst entdeckt worden. Bekannt ist, daß er im Dezember 1792 „kaum der Versuchung widerstehen" kann, sich in die Streitsache wegen des Königs einzumischen und ein Memoire darüber zu schreiben. „Mir scheint diese Unternehmung wichtig genug, um die Feder eines Vernünftigen zu beschäftigen; und ein deutscher Schriftsteller, der sich mit Freiheit und Beredsamkeit über diese Streitfrage erklärt, dürfte wahrscheinlich auf diese richtungslosen Köpfe einigen Eindruck machen." (An Körner, 26. 12. 92.)**) Die Schrift sollte ins Französische übertragen werden. „Außerdem ist gerade dieser Stoff sehr geschickt dazu, eine solche Verteidigung der guten Sache zuzulassen, die keinem Mißbrauch ausgesetzt ist." Er wollte keineswegs die Sache des Volkes gegen die Fürsten preisgeben. „Der Schriftsteller, der für die Sache des Königs öffentlich streitet, darf bei dieser Gelegenheit schon einige wichtige Wahrheiten mehr sagen als ein anderer, und hat auch schon etwas mehr Kredit." „Es gibt Zeiten, wo man öffentlich sprechen muß, weil

*) Er hatte kaum begonnen, zu lesen, da dachte er schon an ein anderes „Etablissement": seine meiste Hoffnung setzte er auf den Koadjutor Dalberg, will aber auch im Preußischen etwas anzuspinnen suchen, und es wäre ihm nicht leid, in einem halben Jahre es durchzusetzen, daß er in Wien wäre (an Lotte von Lengefeld und Caroline v. Beulwitz 10. Dezember 1789).

**) Kurz vorher trug er sich sogar mit dem Gedanken, nach Paris überzusiedeln, er wußte, daß er für den Convent wählbar war.

Empfänglichkeit dafür da ist, und eine solche Zeit scheint mir die jetzige zu sein". Aber sieben Wochen später: „Ich habe wirklich eine Schrift über den König schon angefangen gehabt, aber es wurde mir nicht wohl darüber, und da liegt sie nun noch da. Ich kann seit 14 Tagen keine französische Zeitung mehr lesen, so ekeln diese Schinderskuechte mich an." Seine persönliche Gesinnung wurde den Zeitgenossen und ihren Interessen mit den Jahren noch fremder. „Glühend für die Idee der Menschheit, gütig und menschlich gegen den einzelnen Menschen und gleichgültig gegen das ganze Geschlecht wie es wirklich vorhanden ist — das ist mein Wahlspruch" (an Benjamin Erhard) v. 5. 5. 95)*). Und in demselben Briefe, wo er dem Adressaten rät, sich ganz und gar von dem Felde des praktischen Kosmopolitismus zurückzuziehen, ruft er mit Bitterkeit aus: „Sind es denn die Menschen wert, daß ein gescheiter Mann ihretwegen sich aufsetze, seinen Verstand zu verlieren? Wahrhaftig, sie sind es nicht." In politischen Dingen verzichtet er nunmehr auf alle Teilnahme, alles Urteil: „denn ich bin herzlich schlecht darin bewandert, und es ist im buchstäblichsten Sinne wahr, daß ich gar nicht in meinem Jahrhundert — lebe; und ob ich gleich mir habe sagen lassen, daß in Frankreich eine Revolution vorgefallen, so ist dies ohngefähr das Wichtigste, was ich davon weiß" (an Fritz Reichard, 3. 8. 95).

Die Motive aber, die zu dieser völligen Veränderung in Schillers Denkungsart führten, die sozusagen seine Entzeitlichung bewirkten, konnte man vor 30 Jahren schon am besten aus den Briefen „Über die ästhetische Erziehung des Menschen", wenn auch mühsam, herauslesen; besser wäre wohl gesagt: die Gründe, mit denen Schiller vor sich selber und vor anderen seine innere Umwandlung rechtfertigte. Aber einen frischen und starken Eindruck empfangen wir davon erst, seitdem diese Briefe (zum größten Teile) so wie sie wirklich als Privatbriefe geschrieben wurden, bekannt geworden sind**). Und die Korrespondenz, von der sie ein Stück bilden, gewährt uns zugleich einen sehr merkwürdigen Einblick in die Zeitumstände, aus denen der Dichter emporgewachsen war, die sein Wirken begleiteten, wie sie in der Seele eines Fürsten sich reflektieren, der über die hohen Schranken seines Standes in ein freies Menschentum hinauszublicken wagt, und von sich selber sagt, daß man ihm zwar zuviel Ehre erweise, wenn man ihn für

*) Derselbe Gedanke in dem Distichon „An einen Weltverbesserer" in den Horen, 1795, neuntes Stück.

**) Briefe von Schiller an Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg über ästhetische Erziehung. In ihrem ungedruckten Urtext herausgegeben von A. L. J. Michelsen. Deutsche Rundschau, Band 7 u. 8, S. 1. Die Briefe des Herzogs herausgegeben von F. Max Müller, Urlichs, Hans Schulz, daselbst Band 8, 29, 122.

mehr als einen Menschen von gewöhnlichem Schlage halte, aber man möge recht haben, wenn man meine, daß er nicht ein Fürst von gewöhnlichem Schlage sei*).

Wir dürfen nicht vergessen, daß der Schiller es war, der den Männerstolz vor Fürstenthronen gepriesen hatte, der als Sprecher einer freiheitdurstigen Jugend bekannt war, dieser „Himmelsstürmer" und „Weltverbesserer", der auch die Seele des jungen Erbprinzen von Schleswig-Holstein (Sonderburg-Augustenburg) entzündet hatte. Wir hören und bemerken, daß dieser vorzugsweise vom Carlos-Posa und von dem Geschichtswerke über die Befreiung der Niederlande erbaut und begeistert war. „Zwei Freunde, durch Weltbürgersinn miteinander verbunden, richten dieses Schreiben an Sie, edler Mann," so schrieb der Prinz in seinem und in des Staatsmanns Ernst Grafen Schimmelmann (semitischer Abstammung) Namen an den Dichter (den 27. November 1791), dessen bedrängter Lage die beiden in hochherziger Weise geholfen haben.

Von vornherein hat die Verbindung, die damit angeknüpft wurde, eine Beziehung zu den erwähnten Plänen Schillers gehabt, die auf ein politisches Wirken gerichtet waren. „Und wenn Sie nach wiederhergestellter Gesundheit wünschen sollten, im Dienste unsres Staates angestellt zu werden, so würde es uns nicht schwer fallen, diesen Wunsch zu befriedigen." Die Worte deuten unverkennbar darauf, daß ein solcher Wunsch seinen Gönnern, durch Baggesen oder auf anderem Wege, bekannt geworden war; freilich hätte Schiller mit einer beliebigen Anstellung sich nicht zufrieden gegeben. Wenn etwas, so wollte er die Geschicke eines Staates lenken, das Programm Posas zu verwirklichen unternehmen.

Damals freilich, von tödlicher Krankheit kaum genesen, empfand er nur, daß er „endlich die so lange und so heiß gewünschte Freiheit des Geistes, die vollkommen freie Wahl seiner Wirksamkeit" erhielt. Auch fühlte er sich, ehe er eine Reise nach Kopenhagen antreten könne, noch für wenigstens ein Jahr verbunden, als ein tätiges (wenngleich unfähig, wie er meint, je als ein nützliches) Mitglied der Jenaischen Universität sich zu bezeigen. „Bin ich erst bei Ihnen, so wird der Genius, der alles Gute in Schutz nimmt, gewiß für das weitere sorgen" (an Baggesen 16. Dezember 1791). Noch am 7. Januar 1792 sieht der Prinz „dem Augenblick mit verdoppelter Ungeduld entgegen, in welchem ich Sie als Mitbürger meines Vaterlandes werde begrüßen können". Man

*) „Und daher haben auch meine Empfindungen einen anderen Maßstab und meine Gesinnungen mehr Aufrichtigkeit und zumal mehr Lebhaftigkeit, als bei den häufigen Automaten meines Standes angetroffen wird" an Schiller, 2. Dezember 1793, Deutsche Rundschau, Band 8, S. 389.

denke sich: Schiller beinahe ein Däne, wie etwas später beinahe ein Franzose geworden! Aber der Kränkliche scheute nicht nur „die Beschwerden einer Reise, den Wechsel der Lebensart und des Klimas", er wußte wohl auch, daß ihm im günstigsten Falle doch nur eine neue Professur in Aussicht stehe, eine Vorstellung, die ihn mehr mit Abscheu, als mit Befriedigung erfüllte. Ein Jahr später schrieb er den ersten jener (1876 zuerst von Michelsen herausgegebenen) Briefe über Ästhetik, die später in stark beschnittener und zugestutzter, aber auch erweiterter Form in die „Horen" und dann in die Werke übergegangen sind. In den Briefen ist kaum ein Schimmer mehr von den Hoffnungen vorhanden, die Schiller anfangs an die Gunst der beiden Dänen geknüpft haben dürfte. Und doch glaube ich, daß er nicht ohne Absicht diese Briefe an den Prinzen gerichtet hat. Wenngleich sein eigener Trieb, sein lebhaftestes Interesse zusammen mit dem Eindruck, den das Studium der Kantischen Hauptschriften in ihm hinterlassen hatte, Schiller bestimmten, sich an die Regeneration der Ästhetik zu wagen, oder, wie er sich auch ausdrückt, die Seelen bildende Kunst zum Range einer Wissenschaft zu erheben, so glaube ich doch, daß zu dem Gedanken, seine Lehre gerade an diese Adresse zu richten und sie in den Rahmen einer pädagogischen Idee hineinzufügen, ein Überrest von „Wünschen und Träumen" mitgewirkt hat; mit diesen dem Zeitpunkte vorzueilen, an dem ihn der lebendige Anblick und Umgang mit tausend unzerreißbaren Banden an zwei Herzen fesseln werde, die ihn noch wie die Gottheit aus unsichtbarer Ferne beglückten — das, hatte er gelobt, werde seine „liebste Beschäftigung" sein (an den Prinzen 19. Dezember 1791) — eine etwas überschwängliche Schmeichelei; aber warum sollte er nicht Hoffnungen hegen, und warum sollte er sie so bald aufgeben? Daß das Hauptinteresse des Prinzen auf Reform des Erziehungswesens gerichtet war, dürfte ihm nicht unbekannt geblieben sein. — Sehr bedeutsam ist nun der umfangreiche 2. Brief über Ästhetik, den er am 13. Juli 1793 abschloß. Der Prinz hatte auf den ersten verbindlich, aber mit unverholener Ablehnung der Kantischen Philosophie geantwortet, die er freilich nur aus den Erzählungen seiner Freunde und aus den Zänkereien kenne, zu denen sie so oft in geselligen Unterhaltungen Gelegenheit gebe. Mit Beziehung auf den „Alleszermalmer" erklärt er, er habe überhaupt kein sonderliches Zutrauen zu großen, alles erschütternden Revolutionen — hörte Schiller aus dieser Äußerung die Frage heraus, wie er, der Freund der philosophischen Revolution zur politischen, die fortwährend alle Augen gespannt auf die „Hauptstadt der Welt" an der Seine blicken ließ, sich stelle? Er, von dem man wußte, daß die Republik ihn zu ihrem Citoyen ernannt hatte? Oder war ihm bewußt geworden, daß der Natur

der Sache nach den geistreichen Prinzen eine politische Abhandlung viel mehr interessieren würde als eine ästhetische? Freilich hatte dieser Schillern gebeten, sich durch sein „Geständnis" „nicht abhalten zu lassen, den Gegenstand in Angriff zu nehmen", er verspricht, ein aufmerksamer und dankbarer „Schüler" zu sein. Aber ermutigend war die kühle Annahme des „angebotenen Briefwechsels" eben nicht. Schiller ließ sich freilich in seinem Vorhaben nicht irren. Er wendet sich (im zweiten Briefe) die Worte des Prinzen so gut zu seinem Vorteil, als es geht. Aber er wirft doch sogleich die Frage auf: „Ist es nicht außer der Zeit, sich um die Bedürfnisse der ästhetischen Welt zu bekümmern, wo die Angelegenheiten der politischen ein so viel höheres Interesse darbieten?" Und er hält diese Frage einer langen Auseinandersetzung wert. „Der Lauf der Begebenheiten im Politischen und der Hang des menschlichen Geistes im Literarischen hat dem Genius der Zeit eine solche Richtung gegeben, die ihn je mehr und mehr von der idealisierenden Kunst entfernt."

Es folgen dann die Auslassungen über die französische Revolution, bei weitem die ausführlichsten, die wir von Schiller kennen, und, soviel ich sehe, in ihrer Bedeutung für des Dichters geistige Entwicklung noch lange nicht gewürdigt. Das Gerippe davon ist auch in den Briefen über ästhetische Erziehung wiedergegeben, aber das Leben ist daraus entwichen. Die Vergleichung ist durchaus belehrend. Der Original-Brief spricht noch mit unverkennbarer Sympathie, oder wenigstens mit Achtung, von den vorwiegend politischen und wissenschaftlichen Bestrebungen des Zeitalters, der Horenbrief (um ihn so zu unterscheiden) mit unverkennbarer Abneigung, ja mit Widerwillen und Haß. „Jetzt aber herrscht das Bedürfnis," sagt jener, „und beugt die gesunkene Menschheit unter sein tyrannisches Joch," setzt dieser hinzu, während dort folgt: „und der Drang der physischen Lage, die Abhängigkeit des Menschen von tausend Verhältnissen, die ihm Fesseln anlegen und ihn so mehr und mehr mit der unidealischen Wirklichkeit verstricken, hemmt seinen Aufflug in die Regionen des Idealischen." Dieser Satz ist getilgt, und dafür sind folgende Sätze nach dem tyrannischen Joch eingeschoben: „Der **Nutzen** ist das große Idol der Zeit, dem alle Kräfte fronen und alle Talente huldigen sollen. Auf dieser groben Wage hat das geistige Verdienst der Kunst kein Gewicht, und aller Aufmunterung beraubt, verschwindet sie von dem lärmenden Markt des Jahrhunderts." Man sieht, das Urteil hat sich völlig zuungunsten des Zeitalters der Aufklärung und der Humanität gewandt. Romantikern wie Sozialisten, die den Stab darüber brachen, ist Schiller vorangegangen. Wie aber diese sowohl als jene zumeist in unklaren historischen Urteilen stecken geblieben sind, so auch Schiller, der

die Wurzeln seines Denkens ihrem Boden nicht entreißen konnte. Dies zeigt sich besonders in den Urteilen über die Revolution. Der Originalbrief zeigt noch eine entschiedene Sympathie wenigstens mit den Fundamenten der Ereignisse.*) „Besonders ist es jetzt das politische Schöpfungswerk, was beinahe alle Geister beschäftigt. Die Ereignisse in diesem letzten Dezennium des achtzehnten Jahrhunderts sind für den Philosophen nicht weniger auffordernd und wichtig, als sie es sonst nur für den mithandelnden Weltmann sind, und Ew. Durchlaucht könnten also mit doppeltem Rechte erwarten, daß ich diese merkwürdigen Stoffe zum Gegenstand der schriftlichen Unterhaltung machte, die Sie mir mit so viel Großmut und Güte zugestanden haben."

„Ein Gesetz des weisen Solon verdammt den Bürger, der bei einem Aufstande keine Partei nimmt. Wenn es je einen Fall gegeben hat, auf den dieses Gesetz könnte angewandt werden, so scheint es der gegenwärtige zu sein, wo **das große Schicksal der Menschheit** zur Frage gebracht ist, und wo man also, wie es scheint, nicht neutral bleiben kann, ohne sich der strafbarsten Gleichgültigkeit gegen das, **was dem Menschen das Heiligste sein muß**, schuldig zu machen. Eine geistreiche, mutvolle, lange Zeit als Muster betrachtete Nation hat angefangen, ihren positiven Gesellschaftszustand gewaltsam zu verlassen und sich in den Naturstand zurückzuversetzen, für den die Vernunft die alleinige und absolute Gesetzgeberin ist." Dieser ganze Passus ist im Horenbriefe gestrichen. Nachdem er mit dem Satze: „Erwartungsvoll sind die Blicke des Philosophen wie des Weltmannes auf den politischen Schauplatz geheftet, wo jetzt, **wie man glaubt**, das große Schicksal der Menschheit verhandelt wird" und mit der Frage: „Verriete es nicht eine tadelnswerte Gleichgültigkeit gegen das Wohl der Gesellschaft, dieses allgemeine Gespräch nicht zu teilen?" dem Thema, anstatt der warmen Huldigung von damals, eine kühle Reverenz gemacht hat, beeilt er sich, es wieder zu verlassen, während der Originalbrief noch eingehend dabei verweilt, wie folgende Vergleichung lehrt. Im Originalbrief folgen die Sätze: „So sehr dieser große Rechtshandel, seines Inhalts und seiner Folgen wegen, jeden der sich Mensch nennt, interessieren muß, so sehr muß er, seiner Behandlungsart wegen, jeden Selbstdenker insbesondere interessieren. Eine Angelegenheit, über welche sonst nur das Recht des Stärkeren *und die **Konvenienz*** zu entscheiden hätten, ist vor dem Richterstuhl reiner Vernunft anhängig gemacht, *und maßt sich wenigstens an, als ob sie nach Prinzipien abgeurteilt sein wollte.* Jeder selbstdenkende

*) In den folgenden kurzen Zitaten habe ich die für meine Betrachtung merkwürdigsten Worte und Wendungen durch den Druck hervorgehoben. Ebenso nachher in den Parallelstellen des Horenbriefes.

Mensch aber darf sich (soweit er fähig ist, seine eigentümliche Vorstellungsart zu generalisieren, sein Individuum zur Gattung zu erweitern) als einen Beisitzer jenes Vernunftgerichts ansehen, so wie er, als Mensch und Weltbürger zugleich Partei ist und in den Erfolg sich verflochten sieht. Es ist nicht nur seine eigne Sache, welche bei diesem großen Rechtshandel zur Entscheidung kommt, sondern es wird auch nach Gesetzen gesprochen, die er als mitbestellter Repräsentant der Vernunft zu diktieren berechtigt *und aufrechtzuerhalten verpflichtet ist*. Dieser bemerkenswerte Passus kehrt im Horenbriefe wieder, nur daß die hier durch Sternchen umschlossenen Worte fehlen; dafür ist ein zweifelndes „wie es scheint" schon vor den Satz vom Richterstuhl der Vernunft eingeschoben worden; die übrigen Änderungen sind unerheblich und mehr stilistischer Natur; Erwähnung verdient nur, daß aus dem mitbestellten Repräsentanten der Vernunft einfach ein „vernünftiger Geist" geworden, und daß dieser statt bloß ‚berechtigt' ‚fähig und berechtigt' ist. Zu beiden Ausgaben folgt nun ein Erguß darüber, wie erwünscht dem Schreiber die Unterhaltung über dies politische Thema mit seinem Adressaten sein würde; hier sind später nur die speziellen Beziehungen auf die Durchlaucht ausgemerzt worden. Dann aber schieben die Horen (und folglich unsere Ausgaben) in zwei besonderen „Briefen" eine rein theoretische Erörterung ein über den ‚Notstaat', in den der Mensch sich hineingeboren finde, über das Heraustreten daraus und die Idee eines Naturstandes und den darauf beruhenden „Versuch eines mündig gewordenen Volkes, seinen Naturstaat in einen sittlichen umzuformen" (der Name Naturstaat verdrängt hier den früheren ‚Notstaat'). Ein solcher Versuch sei ein großes Wagnis; denn an die physische Gesellschaft (ein dritter Terminus für denselben Begriff) sei der Mensch gebunden als eine Bedingung seines Daseins, man setze diese Bedingung aufs Spiel, wenn man die moralische Gesellschaft vorzeitig an die Stelle setzen wolle. „Wenn der Künstler an einem Uhrwerk zu bessern hat, so läßt er die Räder ablaufen; aber das lebendige Uhrwerk des Staats muß gebessert werden, indem es schlägt, und hier gilt es, das rollende Rad während seines Umschwunges auszutauschen." Dort, in der physischen Gesellschaft (dem Natur- oder Notstaat) herrschen bloße Kräfte, die den natürlichen Menschen bestimmen; hier — in der moralischen — sollen Gesetze herrschen, die aber einen sittlichen Menschen voraussetzen, auf dessen Wirklichkeit man niemals rechnen kann. Es gilt, einen Übergang zu finden, einen Charakter zu bilden, der zwischen dem natürlichen Charakter der Erfahrung und dem moralischen des Ideals in der Mitte stehe, nur das Übergewicht eines solchen könne „eine Staatsverwandlung nach moralischen Prinzipien" unschädlich machen und ihre Dauer verbürgen. Hieran schließt sich noch eine

etwas schwierige Erörterung in Fichteschem Sinne über das Verhältnis des Staates zu den Individuen, und mündet in der Aufstellung, es müsse Totalität des Charakters bei dem Volke gefunden werden, das fähig und würdig sein solle, den Staat der Not mit dem Staat der Freiheit zu vertauschen. Nun scheine zwar jetzt eine physische Möglichkeit gegeben, wahre Freiheit zur Grundlage der politischen Verbindung zu machen; aber die moralische fehle: Verwilderung in den niederen und zahlreicheren Klassen, der „noch widrigere Anblick" der Schlaffheit und Degeneration des Charakters bei den zivilisierten, das sei die Gestalt, die sich im Drama der jetzigen Zeit abbilde. Die Ausführung dieser Ansicht begegnet nun auch im Originalbriefe (und zwar immer noch im zweiten), wo sie aber im Wortlaut erheblich abweicht und in bestimmter Weise auf die Erfahrungen der Revolution bezogen wird. Vorausgeht aber hier eine Erörterung, worin Schiller, unter ausdrücklicher Berufung auf die unerfreulichen Erlebnisse, bekennt, er sei so weit entfernt, an den Anfang einer Regeneration im Politischen zu glauben, daß ihm die Ereignisse der Zeit vielmehr alle Hoffnungen dazu „auf Jahrhunderte" benommen hätten. „Ehe diese Ereignisse eintraten, gnädigster Prinz, konnte man sich allenfalls mit dem lieblichen Wahne schmeicheln, daß der unmerkliche aber ununterbrochene Einfluß denkender Köpfe, die seit Jahrhunderten ausgestreuten Keime der Wahrheit, der aufgehäufte Schatz von Erfahrung, die Gemüter allmählich zum Empfang des Besseren gestimmt und so eine Epoche vorbereitet haben müßten, wo die Philosophie den moralischen Weltbau übernehmen und das Licht über die Finsternis siegen könnte. So weit war man in theoretischer Kultur vorgedrungen, daß auch die ehrwürdigsten Säulen des Aberglaubens zu wanken anfingen, und der Thron tausendjähriger Vorurteile schon erschüttert ward. Nichts schien mehr zu fehlen, als das Signal zur großen Veränderung, und eine Vereinigung der Gemüter. Beides ist nun gegeben — aber wie ist es ausgeschlagen?" — Die Beziehung auf die unmittelbaren Eindrücke der Revolution, die Schiller 2 Jahre später nur durch das Gerücht zu kennen vorgibt — was freilich scherzhaft gemeint, aber ernsthaft bezeichnend ist —, ist hier vollkommen deutlich. Vollends in dem, was folgt: „Der Versuch des französischen Volkes, sich in seine heiligen Menschenrechte einzusetzen und eine politische Freiheit zu erringen, hat bloß das Unvermögen und die Unwürdigkeit desselben an den Tag gebracht und nicht nur dieses unglückliche Volk, sondern mit ihm auch einen beträchtlichen Teil Europens und ein ganzes Jahrhundert in Barbarei und Knechtschaft zurückgeschleudert. Der Moment war der günstigste, aber er fand eine verderbte Generation, die ihn nicht wert war und weder zu würdigen noch zu benutzen ver-

stand.*) Den Gebrauch, den sie von diesem großen Geschenk des Zufalls macht und gemacht hat, beweist unwidersprechlich, daß das Menschengeschlecht der vormundschaftlichen Gewalt noch nicht entwachsen ist, und daß das liberale Regiment der Vernunft da noch zu frühe kommt, wo man kaum damit fertig wird, sich der brutalen Gewalt der Tierheit zu erwehren, und daß derjenige noch nicht reif ist zur *bürgerlichen Freiheit*, dem noch so vieles zur *menschlichen* fehlt." Der Passus über die Extreme der Verwilderung und Erschlaffung gewinnt, indem er hier angeschlossen wird, seinen rechten Sinn, da er offenbar aus der Betrachtung allerneuester Zeitereignisse abgezogen ist — die Verwilderung soll das *Schreckensregiment*, die Erschlaffung, Geistesschwäche und Versunkenheit des Charakters, soll das Wesen und Treiben der *Emigranten* bezeichnen. Hierauf beruht nun auch das persönliche Bekenntnis, wodurch Schiller gleichsam Abschied nimmt von dem Glauben an jede unmittelbare Verwirklichung seiner politischen Ideale und von der Hoffnung auf eigne Mitwirkung daran. „Wäre das Faktum wahr (heißt es im Originalbrief) — wäre der außerordentliche Fall wirklich eingetreten, daß die politische Gesetzgebung der Vernunft übertragen, der Mensch als Selbstzweck respektiert und behandelt, das Gesetz auf den Thron erhoben und wahre Freiheit zur Grundlage des Staatsgebäudes gemacht worden, *so wollte ich auf ewig von den Musen Abschied nehmen und dem herrlichsten aller Kunstwerke, der Monarchie der Vernunft, alle meine Tätigkeit widmen*. Aber dieses Faktum ist es eben, was ich zu bezweifeln wage." Zugleich ein neues Zeugnis dafür, wie tief bei ihm der Gedanke, sich der politischen Tätigkeit hinzugeben, gesessen hat.

Ein durchgehende Vergleichung der Originalbriefe mit der Abhandlung, die in den Horenbriefen auseinandergezogen vorliegt, wäre auch sonst in mancher Hinsicht lohnend. Der Gedankengang, der in dieser ziemlich verwickelt und mühsam geworden ist, liegt dort schlicht und bündig gefaßt vor. Er sei hier in Kürze wiedergegeben: Nur der Charakter der Bürger erschafft und erhält den Staat und macht politische und bürgerliche Freiheit möglich.

---

*) Dieser Gedanke kehrt in den Horenbriefen als die kurze Sentenz „und der freigebige Augenblick findet ein unempfängliches Geschlecht" wieder. Berühmt ist er geworden durch das in den ersten Xenien (1797) enthaltene Distichon:

„*Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren,*
Aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht."

Ebenso erinnert obige Stelle von der Erwartung, daß die Philosophie den moralischen Weltbau übernehme, deutlich an die Verse „Einstweilen bis den Bau der Welt Philosophie zusammenhält Erhält sie das Getriebe Durch Hunger und durch Liebe" aus dem Jahre 1795.

Jeder Versuch einer Staatsverfassung aus Prinzipien (jede andere ist bloßes Not- und Flickwerk) ist so lange für unzeitig, darauf gegründete Hoffnung so lange für schwärmerisch zu halten, bis der Charakter der Menschheit von seinem tiefen Verfall wieder emporgehoben ist — eine Arbeit für mehr als ein Jahrhundert. „So lange aber der oberste Grundsatz der Staaten von einem empörenden Egoismus zeugt [ein ganz neuer Gesichtspunkt] und so lange die Tendenz der Staatsbürger nur auf das physische Wohlsein beschränkt ist, so lange, fürchte ich, wird die politische Regeneration, die man so nahe glaubte, nichts als ein schöner philosophischer Traum bleiben.“ Man soll deshalb aber nicht aufhören, danach zu streben. „Politische und bürgerliche Freiheit bleibt immer und ewig das heiligste aller Güter, das würdigste Ziel aller Anstrengungen und das große Zentrum aller Kultur — aber man wird diesen herrlichen Bau nur auf dem festen Grund eines veredelten Charakters aufführen, man wird damit anfangen müssen, für die Verfassung Bürger zu erschaffen, ehe man den Bürgern eine Verfassung geben kann.“ Hier macht Schiller sich selbst den Einwand, daß der Charakter des Bürgers ebensogut von der Verfassung abhänge, als diese auf dem Charakter des Bürgers ruhe. Es folge daraus, daß man entweder auf Mittel denken muß, dem Staat aufzuhelfen, ohne den Charakter dabei zu Hilfe zu nehmen — das aber enthalte einen Widerspruch — oder dem Charakter beizukommen, ohne den Staat dabei nötig zu haben — dies lasse sich wenigstens denken; denn auf den Charakter werde durch Berichtigung der Begriffe und durch Reinigung der Gefühle gewirkt; beide Quellen erhalten sich rein und lauter bei allen Mängeln des Staats. „Das dringende Bedürfnis unseres Zeitalters scheint mir die Wandlung der Gefühle und die sittliche Reinigung des Willens zu sein, denn für die Aufklärung des Verstandes ist schon sehr viel getan worden. Es fehlt uns ... nicht sowohl an Licht als an Wärme, nicht sowohl an philosophischer, als an — man würde nun erwarten, ethischer, Schiller setzt aber dafür ein: ästhetischer Kultur. Und er fügt sogleich hinzu: „Diese letztere halte ich für das wirksamste Instrument der Charakterbildung.“ — „Die Künste des Schönen beleben, üben und erfreuen das Empfindungsvermögen, sie erheben den Geist von den groben Vergnügungen des Stoffes zum reinen Wohlgefallen an bloßen Formen und gewöhnen ihn, auch in seine Genüsse Selbsttätigkeit zu mischen.“ Freilich — fährt dann der dritte Brief fort — finden wir in der Geschichte, daß Geschmack und Freiheit einander fliehen, daß die Kunst nur auf dem Grunde des Heroismus sich ihren Thron aufrichtet, daß gewöhnlich mit der Energie des Charakters, der wirksamsten Feder alles Großen und Trefflichen im Menschen, die ästhetische Verfeinerung erkauft wird. Darf

man also die ästhetische Kultur als das Werkzeug betrachten, wodurch die sittliche befördert wird? Allerdings, denn es ist nur die eine Seite der ästhetischen, das Schöne, was durch seine „schmelzenden" Wirkungen solche erschlaffenden Wirkungen hat; in entgegengesetzter Richtung arbeitet das Erhabene; dies und die Anspannung des Gemütes, die es hervorruft, hat wiederum die Gefahr, eine gewisse Härte, ja oft sogar Roheit zu begünstigen; dieser Gefahr wirkt eben das Schöne entgegen. Durch ihre Ergänzung und gegenseitige Neutralisierung haben also das Schöne und das Erhabene zusammen die erwünschtesten sittlichen Wirkungen: der erschlaffende Einfluß des Schönen ist eine Wohltat, solange er sich nur an der Sinnlichkeit äußert; umgekehrt wirkt das Erhabene günstig, solange es nur die geistige, aber nicht die sinnliche Natur an Schnellkraft gewinnen läßt. Die Sensualität ist ein Zustand der Abhängigkeit, die Rationalität ein Zustand der Freiheit; wie läßt sich von der einen zur anderen ein Übergang denken? Antwort: der Geist muß zur Materie hinuntersteigen, muß schon im Gebiet der Empfindungen seine Wirksamkeit eröffnen. Über der ersten Stufe oder Epoche, in der der Mensch nichts ist als wirkende Kraft, steht die zweite, wo er durch das Wohlgefallen der Betrachtung das erste liberale Verhältnis gegen die Natur gewinnt; so steht das Vergnügen am Schönen (und Erhabenen) über dem Vergnügen am Angenehmen. Auf der höchsten Stufe, der sittlichen, „lasse ich die Sinnlichkeit ganz hinter mir zurück und habe mich zu der Freiheit reiner Geister erhoben". — Zwischen dem dritten und vierten der Originalbriefe hatte Schiller eine Antwort des Prinzen erhalten, auf die sich der vierte bezieht. „Willig," schreibt Friedrich Christian (den 2. September 1793) „trete ich Ihrer Meinung bei, daß das Reich der politischen Freiheit noch zu frühzeitig ist. Es fehlt an Priestern, dieser Gottheit würdig. Nur Freigeborene können ihren Dienst versehen, und die Menschen unseres Zeitalters sind nicht einmal Freigelassene. Ich bin völlig überzeugt, daß jeder Versuch, ohne politische Ketten einherzuwandeln, uns mißlingen wird. Die edlen Menschen, die besseren Köpfe müssen daher nach wie vor mit großmütiger Entsagung des eignen Genusses sich begnügen, Samen auszustreuen, vorzubereiten, einzelne in das lichtvolle Reich der Vernunft und Freiheit einzuführen, dessen Bürger sie sind, und dem keine Verfolgungen, kein Despotismus sie entreißen kann. Es wird noch lange dauern, bis Staaten und Völker in dieses Himmelreich eingehen werden." Zwei Jahre früher hegte er noch den Glauben an die Revolution, als sie ihre „schönen Tage" gefeiert hatte und König und Volk in der neuen Verfassung einträchtig zu vereinigen schien. „Aus jenen politischen Trümmern erhebt sich jetzt ein stattliches, schön anzusehendes Gebäude, dessen Bequemlichkeit erst

die Erfahrung bewähren muß,"*) schrieb er an seine Schwester, und hofft ähnlichen Erfolg von der Kantischen Philosophie, die ja auch ein Trümmerfeld zurücklasse. In Schiller trat ihm der Kantianer entgegen. Nun erklärt sich aber (in dem erwähnten Schreiben vom 2. September 1793) der Prinz dissentierend von dem Dichter dahin, daß er auch von besserer theoretischer Einsicht die günstigsten Folgen erwartet; es fehle dem Verstande der Zeitgenossen ebensowohl an Licht, wie ihrem Herzen an Wärme. Man lasse sich nicht die Zeit, gehörig zu lernen; auch die Anordnung unserer Studien sei schuld, die entweder das Gepräge unwissender Willkür oder des barbarischen Zeitalters trage. „Hier muß vor allen Dingen reformiert werden, und ich für meinen Teil arbeite dazu aus allen Kräften." (Er ist später als dänischer Unterrichtsminister tätig gewesen.) In einem gleichzeitigen Briefe an die Schwester meinte Friedrich Christian, Schiller sei auch einer von denen geworden, die es zu vergessen scheinen, daß Geist und Sinnlichkeit im Menschen in der Theorie wohl abgesondert werden können, allein in der Wirklichkeit sich immer gemeinschaftlich äußern. — In seiner Antwort entgegnet Schiller, Mangel an theoretischer Kultur sei allerdings eine der nächsten Ursachen der „Verwilderung, an der unsere Zeitgenossen krank liegen", aber nicht die letzte. „Eine gesündere Philosophie hat die Wahnbegriffe unterwühlt, worauf der Aberglaube seinen Schattenthron erbaute — warum steht dieser Thron noch jetzt? Eine bessere Moral hat unsere Politik, unsere Legislation, unser Staatsrecht gemustert, und das Barbarische in unseren Gewohnheiten, das Mangelhafte in unseren Gesetzen, das Ungereimte in unseren Konvenienzen und Sitten aufgedeckt — woran liegt es, daß wir nichtsdestoweniger noch Barbaren sind?" An Kraft und Energie des Entschlusses fehle es. Und nun folgt eine interessante Stelle, die uns zeigt, wie Schiller von seinen medizinisch-anthropologischen Studien her, die ihn auch bei den historischen leiteten, in das soziale Leben und dessen Wirkungen auf die Menschen hineingeschaut hat. „Der zahlreichere Teil der Menschen wird durch den harten Kampf mit dem physischen Bedürfnis viel zu sehr ermüdet und abgespannt, als daß er sich zu einem neuen und inneren Kampf mit Wahnbegriffen und Vorurteilen aufraffen sollte." Und sein alter Radikalismus kommt noch einmal zu Worte in dem Satze: „Geschieht es, daß in seinem Kopfe und Herzen sich höhere Bedürfnisse regen, so ergreift er mit hungrigem Glauben die Formeln, welche der Staat und das Priestertum für diesen Fall in Bereitschaft halten, *und womit es ihnen von jeher gelungen ist, das erwachte Freiheitsgefühl ihrer Mündel abzufinden*.

*Man wird daher immer finden, daß die gedrücktesten

*) Deutsche Rundschau, März 1905, S. 343.

Völker auch die borniertesten sind; daher muß man das Aufklärungswerk bei einer Nation mit Verbesserung ihres physischen Zustandes beginnen. Erst muß der Geist vom Joch der Notwendigkeit losgespannt werden, ehe man ihn zur Vernunftfreiheit führen kann. Und auch nur in diesem Sinn hat man recht, die Sorge für das physische Wohl der Bürger als die erste Pflicht des Staates zu betrachten*. *Der Mensch ist noch sehr wenig, wenn er warm wohnt und sich satt gegessen hat, aber er muß warm wohnen und satt zu essen haben*), wenn sich die bessere Natur in ihm regen soll.* Anders verhalte es sich mit der oberen Gesellschaftsklasse. „Was jenen der Zwang ihrer Lage verbietet, davon schreckt diese eine strafbare Weichlichkeit ab." *„Sie fliehen die Aufklärung nicht bloß um der Mühe willen, womit sie erworben werden muß; sie fürchten sie ebensosehr um der Resultate willen, zu denen sie führt. Sie sind bange, die Lieblingsideen aufgeben zu müssen, denen nur die Dunkelheit günstig ist, und mit ihren Wahnbegriffen zugleich die Grundsäulen einstürzen zu sehen, die das morsche Gebäude ihrer Glückseligkeit tragen."* Usw.**)

Die fernere Betrachtung der Originalbriefe ist von geringerem Interesse. Im fünften will Schiller das bisher theoretisch ausgeführte auch historisch erweisen; der Grundgedanke, daß die Liebe zum Putz immer die anfangende Humanisierung bei wilden Stämmen verkündigt, ist in den Horenbriefen ausführlicher entwickelt; der Inhalt des sechsten ist zum größten Teile in eine besondere Abhandlung „Über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten" übergegangen. Dieser ist der letzte, der vollständig erhalten ist. Das Fragment des siebenten fährt in der geschichtsphilosophischen Betrachtung fort, indem der Satz aufgestellt wird, daß der Geschmack allein eine harmonische Einheit in die Gesellschaft bringe, weil er eine harmonische Einheit im Individuum stifte.

Aus dem gesamten Zusammenhange erkennen wir klar, wie nahe im Bewußtsein des Dichters die Gestaltung

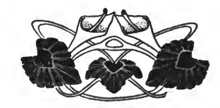
*) Vergl. das Epigramm 4: „Würde des Menschen" im Musenalmanach 1797:

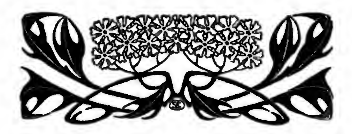
„Nichts mehr davon, ich bitt euch. Zu essen gebt ihm, zu wohnen.
Habt ihr die Blöße bedeckt, gibt sich die Würde von selbst."

Deutlich kündigt der sozialistische Gedanke gegen den liberalen sich an.

**) In der entsprechenden Stelle gegen Ende des achten der Horenbriefe fehlen die schneidenden Sätze, die hier zwischen Sternchen gesetzt sind, ganz; auch anschließende, die den letzten Gedanken ausführen. Der ganze Gedanke ist dort auf einige minder starke Sätze reduziert. Schiller schrieb den Originalbrief in Ludwigsburg, vom Hause des Doktor Hoven aus, und es ist mir nicht zweifelhaft, daß dieser die Jugendideen des Freundes neu angeregt und befruchtet hat. Vergl. Hovens Selbstbiographie, Nürnberg 1840. S. 124 ff.,-326 ff.

seines ästhetischen Programms und seine fernere künstlerische Betätigung mit den Erlebnissen standen, in denen das Reich der Vernunft, wie ihm mit so vielen Zeitgenossen schien, Schiffbruch litt. Aber wir bemerken die Stufen des Überganges. In den Originalbriefen, an einen edlen Fürsten gerichtet, ist die politische Tendenz und Hoffnung noch nicht erloschen; ein bis zwei Jahre später, in den Horen, glimmt sie nur noch unter der Asche. Die Einleitung zu den „Horen“ will unbedingt für die neue Zeitschrift alles verbieten, was sich auf Staatsreligion und politische Verfassung bezieht. Cotta freilich wollte zu gleicher Zeit eine große politische Zeitung begründen und auch diese Schillers Leitung übertragen. Zunächst haben nur Gesundheitsrücksichten Schillers Ablehnung bestimmt; aber sie trifft mit seinem definitiven Abschied von der Politik zusammen. In den Xenien zeigt er sich nur noch als „Zeitbürger“, indem er die Aufklärung, die Revolution und ihre Anhänger verspottet. Verachtung seiner Zeitgenossen, des ‚Publikums‘, schreibt er auf seine Fahne. Er lebt fortan mehr im klassischen Altertum, als in der neuesten Zeit, er flieht aus der drückenden Atmosphäre der Wirklichkeit in das Reich der Ideen.





Dritter Abschnitt.

Schillers Ehrgeiz ging dahin, mit der ‚sentimentalischen' Poesie über die naive zu triumphieren. Die Abhandlung über diese beiden Gattungen der Dichtung bedeutete seine Auseinandersetzung mit der zweiten Art (der naiven), als deren Vertreter ihm Homer und die antiken Dichter generell, unter den neueren Shakespeare und Goethe galten. Sie waren für ihn Muster; aber er glaubte, daß seine spezifisch moderne Art, die sich befleißige, Natur zu suchen, weil sie nicht Natur zu sein vermöge, die durch Ideen zu rühren suche, weil sie durch lebendige Gegenwart es nicht wolle noch könne, die sich anheischig mache, das Ideal darzustellen, ... daß diese wert sei, neben Goethe — denn darauf kommt es ihm zuletzt am meisten an — gestellt zu werden, daß sie ihre eigentümlichen Vorzüge habe. Ungeachtet dieses Anspruches hat aber Schiller in der wirklichen Kunstübung seiner letzten Epoche sich Goethen in nicht geringem Maße untergeordnet: er richtete sich nach ihm, er strebte danach, die klassische Ruhe zu gewinnen, die er an Goethe so sehr bewunderte, daß er noch im Jahre 1796 verzweifelnd meint, er bleibe doch, gegen jenen gehalten, „ein poetischer Lump".

Aus diesem Streben geht die vollkommene Metamorphose seines dramatischen Schaffens hervor, die eine so tiefe Kluft zwischen Wallenstein einerseits, Carlos und vollends den 3 früheren Schauspielen andererseits auftut. Ihm selber war zuerst wunderlich dabei zu Mute. „Vor dieser Arbeit ist mir ordentlich angst und bange, denn ich glaube, mit jedem Tag mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorstellen kann als einen Dichter, und daß höchstens da, wo ich philosophieren will, der poetische Geist mich überrascht ... Was ich je im Dramatischen zur Welt gebracht, ist nicht sehr geschickt, mir Mut zu machen, und ein Machwerk wie der Carlos ekelte mich nunmehr an ... Im eigentlichsten Sinne des Wortes betrete ich eine mir ganz unbekannte, wenigstens unversuchte Bahn, denn im Poetischen habe ich seit 3, 4 Jahren einen völlig neuen Menschen angezogen." Und Körner, an den er dies schrieb (4. September 1794), warnte ihn, daß er nicht den Wallenstein zu sehr mit dem Verstand und zu wenig mit Begeisterung angreife. Körner sah scharf, und Schillers Theorie, auf die

er so viel sich zugute tat, hat Verschiedenartiges durcheinander gebracht, zumal da er schließlich seinen Gegensatz von naiv und sentimentalisch mit dem von realistisch und idealistisch zusammenwarf. Was er zumeist im Auge hat, ist eine bewußtere Art des Produzierens, und in diesem Sinne war Schiller selber aus einem naiven ein sentimentalischer Dichter geworden, oder stand im Begriff es zu werden. Gerade sein Idealismus war naiv, und die bewußte, methodische Kunstübung hatte zugleich die Richtung auf realistische Objektivität, wie er selber über der Arbeit am Wallenstein bemerkte, wenn auch erst nach Abfassung jener theoretischen Schrift. „Vordem habe ich wie im Posa und Carlos die fehlende Wahrheit durch schöne Idealität zu ersetzen gesucht, hier im Wallenstein will ich es probieren, und durch die bloße Wahrheit für die fehlende Idealität (die sentimentalische nämlich) entschädigen." Er spricht dabei wieder von seinem neuen, ihm nach allen vorhergegangenen Erfahrungen fremden Wege und findet es erstaunlich, wieviel Realistisches schon die zunehmenden Jahre mit sich bringen, wieviel der anhaltende Umgang mit Goethen und das Studium der Alten, die er erst nach dem Carlos habe kennen lernen, bei ihm nach und nach entwickelt habe (an Humboldt 21. März 1796). „In Rücksicht auf den Geist, in welchem ich arbeite, werden Sie wahrscheinlich mit mir zufrieden sein. Es will mir ganz gut gelingen, meinen Stoff außer mir zu halten und nur den Gegenstand zu geben. Beinahe möchte ich sagen, das Sujet interessiert mich gar nicht, und ich habe nie eine solche Kälte für meinen Gegenstand mit einer solchen Wärme für die Arbeit in mir vereinigt. Den Hauptcharakter, sowie die meisten Nebencharaktere traktiere ich wirklich bis jetzt mit der reinen Liebe des Künstlers.." (an Goethe 28. November 1796). Zum Teil dieselben Worte schreibt er am selbigen Tage an Körner, wo er noch hervorhebt, daß hier die entscheidende Krise mit seinem poetischen Charakter erfolgen müsse. Und es sei wohl möglich, daß sein Wallenstein durch eine gewisse Trockenheit der Manier sich von seinen vorhergehenden Stücken gar seltsam unterscheiden werde; wenigstens habe er sich bloß vor dem Extrem der Nüchternheit, nicht wie ehemals vor dem der Trunkenheit zu fürchten.*)

*) Auf diese Stelle habe ich jüngst auch in anderem Zusammenhange, wo ich über Schiller und das Verbrecherproblem handle, hingewiesen (Deutschland, Mai-Heft 1905). Schiller erinnerte sich nicht, daß seine „Realistik" auch eine viel ältere und ursprünglichere Quelle hatte, und daß diese mit seinem alten sozialen und politischen Idealismus dicht zusammenlag, nämlich im anthropologischen Interesse für menschliche Handlungen und ihre Ursachen, für Verirrungen und Heldentaten, Kabalen und Staatsaktionen, gemeine und politische Verbrechen, einem Interesse, an dem auch sein medizinisches Studium starken Anteil hatte.

Trocken, kühl und nüchtern sind nun in der Tat alle diese späteren fünf Dramen im Vergleiche zu den früheren; aber auch nur im Vergleiche ... die Liebe des Künstlers ist doch in ihren Gestalten, und das Erhabene des großen gewaltigen Schicksals in den menschlichen Handlungen darzustellen, bleibt des Dichters (nie ganz erfülltes) Streben. Dazu aber tritt eine andere Absicht, worin er wieder seine eigene Weltanschauung stärker hervorhebt und betätigt, sich als modernen und sentimentalischen Dichter gleichsam zu retten sucht. Als er ganz von seiner Theorie erfüllt war, im Jahre 1795, da galt ihm die Tragödie keineswegs als höchste Gattung der Poesie. Er wollte ja das Ideal zum Stoffe machen, es individualisieren, „ohne alles Pathos". Dafür, meint er damals (in einem Briefe an W. v. Humboldt, 29. November 1795) sei die Idylle, oder vielmehr eine besondere Art von Idylle, die er schaffen wollte, die geeignete Kunstform; die Vermählung des Herkules mit der Hebe im Olymp sollte der Inhalt sein — im Anschluß an das Ende des Gedichts „Das Ideal und das Leben" (das damals noch „Reich der Schatten" hieß). Diese Art würde in der Gattung der Idylle dasselbe bedeuten, was die hohe Komödie in der Gattung der Satire; jene, die Komödie, habe er immer für das höchste poetische Werk gehalten, bis er angefangen habe, an die Möglichkeit einer solchen Idylle zu glauben. Und er schwelgt in dem Gedanken, in einer poetischen Darstellung „alles Sterbliche ausgelöscht, lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen — keinen Schatten, keine Schranke, nichts von dem allen mehr zu sehen". „Eine Szene im Olymp darzustellen, welcher höchste aller Genüsse." —

„Die poetische Darstellung unschuldiger und glücklicher Menschheit ist der allgemeine Begriff dieser Dichtungsart," heißt es in der Abhandlung, wo er Satire, Elegie und Idylle als die drei auf die möglichen Empfindungszustände gegenüber Ideal und Wirklichkeit gegründeten Dichtungsarten deduziert. Ein solcher Zustand der Harmonie und des Friedens (der Menschheit mit sich selbst und von außen) sei es aber auch, den die Kultur als ihr letztes Ziel beabsichtige. „Die Idee dieses Zustandes allein und der Glaube an die mögliche Realität derselben kann den Menschen mit allen den Übeln versöhnen, denen er auf dem Wege der Kultur unterworfen ist, und wäre sie bloß Schimäre, so würden die Klagen derer, welche die größere Sozietät und die Anbauung des Verstandes bloß als ein Übel verschreien und jenen verlassenen Stand der Natur für den wahren Zweck des Menschen ausgeben, vollkommen gegründet sein. Dem Menschen, der in der Kultur begriffen ist, liegt also unendlich viel daran, von der Ausführbarkeit jener Idee in der Sinnenwelt, von der möglichen Realität jenes Zustandes eine sinnliche Bekräftigung zu erhalten, und

3d stage

da die wirkliche Erfahrung, weit entfernt, diesen Glauben zu nähren, ihn vielmehr beständig widerlegt, so kömmt auch hier, wie in vielen andern Fällen, das Dichtungsvermögen der Vernunft zu Hülfe, um jene Idee zur Anschauung zu bringen und in einem einzelnen Fall zu verwirklichen." Und somit wird dem sentimentalischen Dichter aufgegeben, eine Idylle zu schaffen, „welche jene Hirtenunschuld auch in Subjekten der Kultur und unter allen Bedingungen des rüstigsten, feurigsten Lebens, des ausgebreitetsten Denkens, der raffiniertesten Kunst, der höchsten gesellschaftlichen Verfeinerung ausführe, „welche, mit einem Worte, den Menschen, der nun einmal nicht mehr nach Arkadien zurückkann, bis nach Elysium führt". „Der Begriff dieser Idylle ist . . . kein anderer, als das Ideal der Schönheit auf das wirkliche Leben angewendet."

Man kann mit Recht Schillers Vorstellungsweise auch in diesem Stücke unklar nennen. Es bleibt zweifelhaft, um an den dreifachen Sinn des Rousseauschen Denkens zu erinnern, ob er die Darstellung des Elysiums in einem „konservativen" oder in einem „sozialistischen" Sinne gemeint hat. Das Gedicht, von dem der Brief an Humboldt schwärmt, hat er nicht ausgeführt, auch sonst hat er sein Ideal in der eigentlichen Idylle zu verwirklichen nicht einmal versucht. Dennoch hat ihn der Gedanke daran nicht verlassen. In seine letzten Dramen hat er ihn hinübergetragen. Den Platz der Idylle nimmt das lyrische Element in diesen Dramen ein. Die Einführung des Chores in die Tragödie hängt damit nahe zusammen. Wie Ruhe der herrschende Eindruck der Idylle sein soll, Ruhe, die aus dem Gleichgewicht der Kräfte fließt, so soll der Chor „Ruhe in die Handlung" bringen — die schöne und hohe Ruhe, die der Charakter eines edeln Kunstwerks sein muß.

„Wohl dem! Selig muß ich ihn preisen,
Der in der Stille der ländlichen Flur,
Fern von des Lebens verworrenen Kreisen
Kindlich liegt an der Brust der Natur.

Und auch der hat sich wohl gebettet,
Der aus der stürmischen Lebenswelle
Zeitig gewarnt sich herausgerettet
In des Klosters friedliche Zelle.

Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte,
Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual."

Dieselbe idyllische Stimmung, die der Chor in der „Braut von Messina" verkündet, durchtönte auch die „Jungfrau von Orleans".

„Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften“ —

„Kümmert mich das Los der Schlachten,
Mich der Zwist der Könige?
Schuldlos trieb ich meine Lämmer
Auf des stillen Berges Höh'.
Doch du rissest mich ins Leben,
In den stolzen Fürstensaal,
Mich der Schuld dahinzugeben,
Ach, es war nicht meine Wahl.“ —

Und vollends der „Tell“ — keine Tragödie, sondern ein frohes Schauspiel. „Wie die Freiheit der Berge sich gegen fremde Tyrannen behauptet“ . . . „Johanna kommt aus der Idylle in die große politische Welt und führt ihr Vaterland zur Unabhängigkeit zurück. Das ganze Schweizervolk lebt in der Idylle; da bricht der Druck des Tyrannen über sie herein, und sie werfen ihn ab: die verletzte Natur stellt sich wieder her“ (Scherer, Geschichte der deutschen Litteratur, S. 609). Schiller hat selber den Kommentar dazu geschrieben, der sein Werk von einer Verherrlichung der modernen Revolution, deren Gedächtnis in den Seelen lebendig war, abscheiden sollte.

Wilhelm Tell.

Wenn rohe Kräfte feindlich sich entzweien,
Und blinde Wut die Kriegesflamme schürt;
Wenn sich im Kampfe tobender Parteien
Die Stimme der Gerechtigkeit verliert;
Wenn alle Laster schamlos sich befreien;
Wenn freche Willkür an das Heil'ge rührt,
Den Anker löst, an dem die Staaten hängen
— Das ist kein Stoff zu freudigen Gesängen.

Doch wenn ein Volk, das fromm die Herden weidet,
Sich selbst genug, nicht fremden Guts begehrt,
Den Zwang abwirft, den es unwürdig leidet,
Doch selbst im Zorn die Menschlichkeit noch ehrt,
Im Glücke selbst, im Siege sich bescheidet
— Das ist unsterblich und des Liedes wert.
Und solch ein Bild darf ich Dir freudig zeigen,
Du kennst's, denn alles Große ist Dein eigen.

Einem Fürsten überreichte er das Buch mit diesen Versen. Auch das Lied von der Glocke ist seiner ganzen Absicht nach Idylle und enthält zugleich die leidenschaftliche Absage an alle Selbstbefreiung der Völker, an Eigenhilfe, Aufruhr, Freiheit und Gleichheit. Die Idylle, die das Landleben, Hirtenleben, die Poesie der Berge feiert, entspricht einer konservativen Denkungsart, wie weit auch deren Träger von der Einfalt und Unschuld selber entfernt zu sein pflegen, die darin gefunden oder hineingelegt wird.

Wir sahen Schiller von der dritten auf die zweite Form Rousseauscher Gesinnung zurückgehen; wir sehen ihn hier in der ersten beharren. Sie ist zugleich die Gesinnung des politischen Indifferentismus, der völligen Abkehr von der Wirklichkeit, die Schiller schon 1795 schlechthin für die Aufgabe der Poesie erklärte. „Es läßt sich", schrieb er an Herder (4. November 1795) „beweisen, daß unser Denken und Treiben, unser bürgerliches, politisches, religiöses, wissenschaftliches Leben und Wirken wie die Prosa der Poesie entgegengesetzt ist. Diese Übermacht der Prosa in dem Ganzen unseres Zustandes ist, meines Bedünkens, so groß und so entschieden, daß der poetische Geist, anstatt darüber Meister zu werden, notwendig davon angesteckt und also zugrunde gerichtet werden müßte. Daher weiß ich für den poetischen Genius kein Heil, als daß er sich aus dem Gebiet der wirklichen Welt zurückzieht und anstatt jener Koalition, die ihm gefährlich sein würde, auf die strengste Separation sein Bestreben richtet. Daher scheint es mir gerade ein Gewinn für ihn zu sein, daß er sich seine eigne Welt formieret und durch die griechischen Mythen der Verwandte eines fernen, fremden und idealischen Zeitalters bleibt, da ihn die Wirklichkeit nur beschmutzen würde."

Schiller hat seine Lebensaufgabe in den letzten 10 Jahren seiner Laufbahn nach diesem Gedanken bestimmt. Er hat sich alles Politische so fern als möglich gehalten. Dennoch blieb er ein „Zeitbürger". Für seine Person blieb er ein Freidenkender. An der alleinigen Richtigkeit und dem hohen Werte einer nach der Vernunft eingerichteten Staatsverfassung hat er ohne Zweifel immer festgehalten. Er sah nur die Verwirklichung des Ideals „auf Jahrhunderte" hinausgerückt. Das Verbot einer philosophischen Schrift hielt er auch 1799, selbst wenn sie wirklich atheistisch wäre, für unstatthaft; „denn eine aufgeklärte und gerechte Regierung kann keine theoretische Meinung, welche in einem gelehrten Werke für Gelehrte dargelegt wird, verbieten" (an Fichte 26. Januar 1799).

Die „Jungfrau" und „Tell" wirken heute durch die großen Klänge der Befreiung von Fremdherrschaft, der nationalen Ehre, der Begrenzung von Tyrannenmacht, in Deklamationen, von der Bühne und in Zitaten, auf das Volk und auf jugendliche Gemüter mit immer neuem Zauber. Daß Schiller mit diesen zündenden Worten an das Verhältnis Deutschlands zu Frankreich gedacht habe, läßt sich nicht nachweisen und ist nicht einmal wahrscheinlich. Für die Wahl der Themata hat kein Gedanke daran mitgewirkt. Zu der Jungfrau zog ihn zuerst das Interesse des Hexenprozesses, sodann das „Romantische" der Tragödie. Der „Tell" war ihm bekanntlich von Goethe, der ein Epos daraus hatte machen wollen, „abgetreten". Das „ganz

grundlose Gerücht" daß er ein solches Stück in Arbeit habe, machte ihn auf das „Sujet" aufmerksam; von allen Erwartungen, die das Publikum und das Zeitalter gerade zu diesem Stoffe mitbringe, wollte er, „wie billig", abstrahieren.*)

Dennoch sind die Spuren nicht undeutlich, daß eine deutsche, nationale Gesinnung in Schiller während seiner letzten Lebensjahre lebendig geworden ist. Zwar, wenn er vom Vaterlande und dem Triebe zu ihm spricht, so muß man sich erinnern, daß ihm selber sein ‚Vaterland' immer das liebe Schwabenland blieb. Zwar sang er noch beim Antritt des Jahrhunderts, bedeutend, daß das Band der Länder gehoben, daß die alten Formen einstürzen, daß zwei gewaltige Nationen (die französische und die britische) um der Welt alleinigen Besitz streiten . . .

„In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang,
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang." —

Aber die Würde der deutschen Kunst wurde ihm mehr und mehr heilig, und der Stolz darauf befestigte sich.

„Einheimischer Kunst ist dieser Schauplatz eigen,
Hier wird nicht fremden Götzen mehr gedient,
Wir können mutig einen Lorbeer zeigen,
Der auf dem deutschen Pindus selbst gegrünt.
Selbst in der Künste Heiligtum zu steigen
Hat sich der deutsche Genius erkühnt.
Und auf der Spur des Griechen und des Briten
Ist er dem bessern Ruhme nachgeschritten."

„Rühmend darf's der Deutsche sagen,
Höher darf das Herz ihm schlagen,
Selbst erschuf er sich den Wert." —

Die ärgsten Jahre der Fremdherrschaft hat Schiller freilich nicht erlebt, aber daß er gegen Bonaparte eine starke Abneigung hegte, ist bezeugt. Und einen Monat vor seinem Ende hat er an Wilhelm von Humboldt nach Rom geschrieben: „Der deutsche Geist sitzt Ihnen zu tief, als daß Sie irgendwo aufhören könnten, deutsch zu empfinden und zu denken. Frau von Staël hat mich bei ihrer Anwesenheit in Weimar aufs neue in meiner Deutschheit bestärkt, so lebhaft sie auch die vielen Vorzüge ihrer Nation vor der unsrigen fühlbar machte. Im Philosophieren und im poetischen Sinne haben wir vor den Franzosen einen entschiedenen Schritt voraus . . ."

*) Daß, wie bei Bielschowsky, Goethe II, 111 zu lesen, Schiller nicht im Tell, sondern im Demetrius-Fragment seine „letzten" politischen Ansichten ausgesprochen habe, ist, an der Zeit gemessen, einleuchtend richtig: die begrifflich letzten dürften weder in dem einen noch in dem anderen dieser Werke kundgetan sein.

Aus der Zeit, da er die Strophen an Goethe (als er den Mahomet Voltaires auf die Bühne brachte) und das Gedicht „Die deutsche Muse" verfaßte, also aus der Jahrhundertwende (1800/01) müssen auch die drei merkwürdigen Fragmente stammen, die offenbar auf ein großes Poem, der Würde und dem Werte des deutschen Geistes gewidmet, angelegt sind. (Schillers sämtliche Schriften. Historisch-kritische Ausgabe von Karl Goedeke. Elfter Teil. Gedichte. Anhang „Aus Schillers Nachlaß.") Diese Ausführungen sind zum größten Teil in ungebundener Rede, nur einige fragmentarische unfertige Verse stehen daneben. Sie führen zum Teil den Gedanken des Epigramms in den Xenien

„Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutsche, vergebens,
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus"

weiter, zum Teil gehen sie aber, eben im nationalen Sinne, darüber hinaus. Alles ist zu einer Verherrlichung deutschen Wesens gegenüber den „toten Schätzen" des Briten und „des Franken Glanz" abgestimmt. Die bedeutendsten Stücke daraus mögen die Charakteristik Schillers als Zeitbürgers auf schickliche Art beschließen; sie führen uns zugleich in die Werkstatt des Poeten.

„Ihm (dem Deutschen) ist das Höchste bestimmt, die Menschheit, die allgemeine, in sich zu vollenden, und das schönste, was bei allen Völkern blüht, in einem Kranze zu vereinen. Und so wie er in der Mitte von Europas Völkern sich befindet, so ist er der Kern der Menschheit, jene sind die Blüte und das Blatt."

„Er ist erwählt vor dem Weltgeist, während des Zeitkampfs . . . an dem ewigen Bau der Menschenbildung zu arbeiten . . ., zu bewahren, was die Zeit bringt. Daher hat er bisher Fremdes sich angeeignet und es in sich bewahrt . . . Alles, was Schätzbares bei andern Zeiten und Völkern aufkam, mit der Zeit . . . entstand und schwand, hat er aufbewahrt, es ist ihm unverloren, die Schätze von Jahrhunderten . . ."

„Dem, der den Geist bildet, beherrscht, muß zuletzt die Herrschaft werden, denn endlich an dem Ziel der Zeit, wenn anders die Welt einen Plan, wenn des Menschen Leben irgend nur Bedeutung hat, endlich muß die Sitte und die Vernunft siegen, die rohe Gewalt der Form erliegen — und das langsamste Volk wird alle die schnellen, flüchtigen einholen . . ."

„Das köstliche Gut der deutschen Sprache, die alles ausdrückt, das tiefste und flüchtigste, den Geist, die Seele, die voll Sinn ist . . . Unsere Sprache wird die Welt beherrschen. Die Sprache ist der Spiegel einer Nation, wenn wir in diesen Spiegel schauen, so kommt uns ein großes, treffliches Bild von uns selbst daraus entgegen . . . Keine

Hauptstadt und kein Hof übte eine Tyrannei über den deutschen Geschmack aus."

Das ist nicht des Deutschen Größe
Ob(zu)siegen mit dem Schwert.

In das Geisterreich zu dringen,
Vorurteile zu besiegen,
Männlich mit dem Wahn zu kriegen,
Das ist seines Eifers wert.

Dann zum Preise der Lutherischen Reform:

Schwere Ketten drückten alle
Völker auf dem Erdenballe,
Als der Deutsche sie zerbrach,
Fehde bot dem Vatikane,
Krieg ankündigte dem Wahne,
Der die ganze Welt bestach.
Höhern Sieg hat der errungen,
Der der Wahrheit Blitz geschwungen,
Der die Geister selbst befreit.
Freiheit der Vernunft erfechten,
Heißt, für alle Völker rechten,
Gilt für alle ew'ge Zeit.

Und mit großer Ahnung:

Deutschlands Majestät und Ehre
Ruhet nicht auf dem Haupt seiner Fürsten,
Stürzte auch in Kriegesflammen
Deutschlands Kaiserreich zusammen,
Deutsche Größe bleibt bestehn.

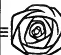
Endlich im letzten dieser Fragmente (wieder in Prosa):

„Darf der Deutsche in diesem Augenblicke, wo er ruhmlos aus seinem tränenvollen Kriege geht, wo zwei übermütige Völker ihren Fuß auf seinen Nacken setzen, und der Sieger sein Geschick bestimmt — darf er sich fühlen? Darf er sich seines Namens rühmen und freuen? Darf er sein Haupt erheben und mit Selbstgefühl auftreten in der Völker Reihe? — „Ja, er darf's. Er geht unglücklich aus dem Kampf, aber das, was seinen Wert ausmacht, hat er nicht verloren. Deutsches Reich und deutsche Nation sind zweierlei Dinge. Die Majestät des Deutschen ruhte nie auf dem Haupt seiner Fürsten. Abgesondert von dem Politischen hat der Deutsche sich einen eignen Wert gegründet, und wenn auch das Imperium untergegangen, so bliebe die deutsche Würde unangefochten." — Dazu einzelne Versstücke am Rande, das letzte lautend: „Und mit lorbeerleerem Haupt?" Dann in Prosa: „Sie (die deutsche Würde) ist eine sittliche Größe, sie wohnt im Charakter der Nation, die von ihren politischen Schicksalen unabhängig ist . . . Dieses Reich blüht

in Deutschland, es ist in vollem Wachsen, und mitten unter den gotischen Ruinen einer alten barbarischen Verfassung bildet sich das Lebendige aus. (Der Deutsche wohnt in einem alten sturzdrohenden Haus, aber er selbst ist ein edler Bewohner, und, indem das alte politische Reich wankt, hat sich das geistige immer fester und vollkommener gebildet.)" Dazu am Rande: „Er hat sich längst seinen politischen Zustand emporgehoben, ein strebendes Geschlecht wohnt in dem alten Gebäude, und der Deutsche . . ." Und unser Dichter? —

Man darf mit Gewißheit sagen, daß Schiller seinen nationalen Patriotismus auch in seine Dichtung hätte ausströmen lassen, wenn er die tiefe Erniedrigung Deutschlands, und gar, wenn er die Befreiungskämpfe erlebt hätte. Er hätte sich von Goethen an diesem Punkte getrennt, und gewissermaßen wäre er erst dadurch wieder ganz er selber geworden. Auch sein Kunstideal hätte noch eine etwas andere Gestalt angenommen. Die völlige Scheidung zwischen Kunst und Leben wäre dann wieder aufgehoben worden.





Von demselben Verfasser:



Gemeinschaft und Gesellschaft. Abhandlung des Kommunismus und des Sozialismus als empirischer Kulturformen. Leipzig. O. R. Reisland. 1887. Anastatischer Neudruck 1905.

Hobbes. Elements of law natural and politic. London 1889.

Hobbes. Behemoth or the Long Parliament. London 1889.

Durch den Herausgeber (Prof. Tönnies, Eutin) zu beziehen.

„Ethische Kultur“ und ihr Geleite. Berlin. Dümmler 1892.

Hobbes' Leben und Lehre. Stuttgart 1896. Fr. Frommans Verlag.

Der Nietzsche - Kultus. Eine Kritik. Leipzig. Reisland 1897.

Politik und Moral. Frankfurt a. M. Neuer Frankfurter Verlag. 1901.

Vereins- und Versammlungsrecht wider die Koalitionsfreiheit. (Schriften der Gesellschaft für soziale Reform. Heft 5.) Jena. Fischer. 1902.

Strafrechtsreform. (Moderne Zeitfragen I.) Berlin. Pan-Verlag. 1905.



Neuerscheinungen des „Hilfe“-Verlags.

Die Geschichte der Nationalsozialen von 1895 bis 1903.

Verfasser: Pfarrer a. D. Martin Wenck.
Langjähriger Sekretär des ehemaligen Nationalsozialen Vereins.
140 Seiten. Fein gebunden 2,50 Mk.

Man mag zum Nationalsozialen Verein stehen, wie man will, so ist es doch für jeden politisch interessierten Menschen nötig, ihn zu kennen. Hier ist die beste Gelegenheit.

Deutsch-Südwest-Afrika — ein Ansiedlungsgebiet?

Verfasser: D. Paul Rohrbach,
Landeskommissar für die wirtschaftlichen Angelegenheiten in Deutsch-Südwest-Afrika.
30 Seiten. Elegant broschiert 50 Pfg.

Die beste Arbeit über den wirtschaftlichen Wert von Deutsch-Südwest-Afrika. D. Rohrbach gibt in Form eines Briefes an einen Landmann, der nach Afrika auswandern will, sachkundigste Auskunft. Das Buch ist gerade jetzt aktuell.

Die Politik der Gegenwart.

Wissenschaftliche Vorträge in Hamburg und Heidelberg gehalten von D. Friedrich Naumann.
59 Seiten. Broschiert 60 Pfg.

Wer in wenigen Stunden auf leichteste Weise das politische Programm Naumanns kennen lernen will, muß diese Vorträge lesen. Sie wurden vor großen Versammlungen begeisterter Zuhörer gehalten und werden in die allerweitesten Kreise dringen.



Demokratie und Kaisertum.

Ein Handbuch der inneren Politik

von

D. Friedrich Naumann.

3. völlig umgearbeitete Auflage 8.—14. Tausend.   Elegant gebunden 2 Mark.

Das Werk hat bei seinem ersten Erscheinen ungeheures Aufsehen erregt. In kürzester Zeit waren 7000 Exemplare vergriffen. Die neue Auflage ist völlig umgearbeitet und behandelt die gegenwärtige politische Lage von vaterländischem und sozialem Standpunkt aus. Wenn durch den Streit der Parteien viel Unklarheit hervorgerufen wird, so beleuchtet das Buch die Masse politischer Fragen von großen, einheitlichen Gesichtspunkten aus und wird dadurch zu einem politischen Bildungsmittel von größter Bedeutung. Demokratie und Kaisertum nicht als Gegner, sondern als zwei Faktoren, deren Wirken sich ergänzen soll, das ist die Richtlinie des Buches, nach dem die Gedanken des Buches sich ordnen. Wer sich ein klares politisches Urteil bilden will, greife zu „Demokratie und Kaisertum".

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Einige Preßstimmen:

Berliner Tageblatt: Man kann wieder und wieder in dem Naumannschen Buche lesen und wird sich immer von neuem gefesselt fühlen. Es ist etwas Berauschendes in dieser Dialektik des Temperaments, mit der Naumann nicht bloß die großen weltgeschichtlichen Fragen, sondern selbst noch die kleinlichste Pfennigfrage mit dem Nimbus der Ewigkeitsbetrachtung zu umkleiden weiß

Preußische Jahrbücher (Professor H. Delbrück): „Jedem, der dem Blutlauf der Zeit einmal etwas nachdenklicher den Puls fühlen möchte, angelegentlichst zu empfehlen, ja, wohl unentbehrlich. Es ist nicht nur glänzend, ja hinreißend geschrieben, sondern . . . ein wahres Lehrbuch der Politik."

Sozialist. Monatshefte: Das Buch ist auch für den Gegner der politischen Ansichten Naumanns von der ersten bis zur letzten Seite lesenswert. Ein Kopf, der selbständig denkt, alle Probleme zu lösen und von einer Grundanschauung zu beleuchten sucht, ist in der Politik heute so selten, daß man das Buch ganz allgemein und ohne Einschränkung zur Lektüre empfehlen kann. Die Arbeiter werden freilich in vielen Partien Naumanns Standpunkt nicht teilen, aber auch dort, wo Naumann die heutige Politik der Sozialdemokratie scharf angreift, geben seine Ausführungen und Bemängelungen jedenfalls zum Nachdenken Anlaß. Rich. Calwer.

National-Zeitung (Professor Kaufmann, Breslau): Im ganzen bleibt das Buch eine anregende, zum Nachdenken über die wichtigsten Probleme unserer inneren Politik förmlich zwingende Gabe.

Norddeutsche Allgemeine Zeitung: Das Buch trägt alle Merkmale einer in der Zergliederung der staatlichen und gesellschaftlichen Kräfte und Tendenzen äußerst scharfsinnig verfahrenden Ideologie.

Am glücklichsten ist der Verfasser unseres Buches da, wo er das Wesen des modernen Kaisertums schildert.

Darmstädter Zeitung: Das Buch Naumanns wird jedem ernstdenkenden Manne eine Fülle von Anregungen gewähren.

Frankfurter Zeitung: Auch für den, der Naumanns Standpunkt nicht teilt, bietet seine Darlegung interessante Gesichtspunkte.

Generalanzeiger für Hamburg-Altona: Zu den wenigen Büchern, die es wert sind, daß sie geschrieben wurden, gehört das vom Pfarrer Naumann „Demokratie und Kaisertum."

Hannoverscher Courier: Der Erfolg des Buches ist wohlverdient.

Die Deutsche Schule: Auch den deutschen Volksschullehrern sei das packende Buch zum Nachdenken empfohlen.

Die Grenzboten (Karl Jentsch): Man sieht daraus, daß seine Ansichten einen wohlgeordneten, durchsichtigen und folgerichtigen Gedankengang bilden, der noch dazu den Vorzug hat, der stärksten Strömung unserer deutschen Gegenwart zu entsprechen, so daß sein Zukunftstraum eher als jeder andere Aussicht hat, verwirklicht zu werden.

Kartell-Zeitung des Eisenacher Kartells akademisch-theologischer Vereine: Naumanns neuestes Werk steht in seiner epochemachenden Bedeutung als eine Erscheinung ersten Ranges im letzten Jahre neben Harnacks Wesen des Christentums. Auch wer nicht auf Naumanns Standpunkt steht, erfährt durch dies Werk auf jeder Seite reichste Anregung zu selbständigem Nachdenken. Der Kaiser soll der Führer der industriellen Aristokratie sein, der Führer und Vertrauensmann eines freien Volkes, das ist die Quintessenz eines Buches, dessen innerer Wert den klassischen Werken über die Politik aller Zeiten gleichkommt.

Das zwanzigste Jahrhundert: Zweifellos ein epochemachendes Buch auf dem Gebiete der Politik! Frei von Parteihaß, von einem hohen ethischen Standpunkt aus gesehen, entrollt sich vor uns ein klares, überzeugendes Bild von Deutschlands Zukunft. Auf die Einzelheiten einzugehen, würde zu weit führen, denn jeder Satz ist inhaltsschwer. Das vorliegende Buch wird auf niemanden einen tiefen Eindruck verfehlen. Mag der oder jener auch vielleicht Naumanns Anschauungen nicht ganz teilen, es wird ihm neue lichte Perspektiven erschließen.

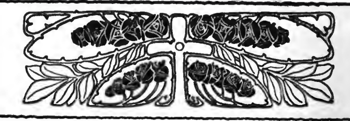
Nürtinger Tageblatt: Vor allem wertvoll ist noch die pädagogische Heranbildung des Lesers zu einem selbständigen Urteilen in Sachen der Politik. Schon oft habe ich gehört: Erst seitdem ich dieses Buch gelesen habe, darf ich sagen, ich verstehe etwas von Politik.

Neue Vogtländische Zeitung: Naumanns Buch ist das Produkt einer gehobenen Einbildungskraft, ein Erzeugnis erhabnen wirtschaftlichen Denkens, das in weite Fernen weist.

Reinfelder Landbote: Naumann hat das Algebra, das sich im politischen Werdegang der Völker nach ewigen Gesetzen immer gleichbleibt, gefunden und bis in die ältesten Zeiten hinab extrahiert und wendet dieses Elaborat nun sehr geschickt auf die Jetztzeit an.

Straßburger Zeitung (Georg Wolf): Auch das Buch, das wir im vorhergehenden besprochen haben, will im gleichen Sinne wirken als „Saat auf Hoffnung", und „ein Ruf ins deutsche Volk hinein sein, der sein Echo erwartet". Wir werden unsern Lesern seinerzeit berichten, welches Echo das Buch gefunden hat, das uns bei völlig objektiver Betrachtung die bedeutendste Leistung zu sein scheint, die die politische Literatur der letzten Jahrzehnte hervorgebracht hat.

Die neue Zeit (Dr. Fr. Mehring): „Wenn man liest, so hat man immer die Empfindung, einen gescheiten und namentlich auch warmherzigen Mann zu hören, der ohne alles Falsch ist und in seiner aufrichtigen Weise das Beste will."



Briefe über Religion

von

D. Fr. Naumann.

3. umgearbeitet und erweiterte Auflage, fein kartonniert 1,50 Mark.

In diesen Briefen legt der durch seine Sonntags-Andachten („Gotteshilfe") in weitesten Kreisen bekannt gewordene Verfasser seine grundsätzliche Stellung zum Christentum dar und erklärt, wie man gleichzeitig Christ, Darwinist und „Flottenschwärmer" sein kann. Von allen Schriften Naumanns haben die Briefe über Religion die zahlreichsten und günstigsten Besprechungen in der Presse gefunden. Hier können natürlich nur

einige Urteile

folgen.

Die Kirche: Diese Briefe würden es allein schon rechtfertigen, daß die Heidelberger Fakultät an ihrem Jubeltage Naumann zum Ehrendoktor der Theologie ernannt hat. Hier wird ein Neues gepflügt. Hier redet ein Mann, der nicht bloß den Geist Christi, sondern auch den Geist der Zeit in seinen Tiefen erfaßt hat; und er weiß den Weg, auf dem wir uns aus den verwickelten und bedrückenden Verhältnissen der Gegenwart in eine klare und gegründete Zukunft hineinarbeiten können. Es wird keiner, der in der heutigen Geisterbewegung steht, diese Briefe ungelesen lassen dürfen.

Die christliche Welt: Die Seele wogt im großen Sturme, und dabei offenbart sie wundervolle Tiefen. Und was das Denken und Begriffemachen nicht zur Einheit bringt, das preßt, mit heißer Liebe die Gegensätze beide gleich umfassend, Persönlichkeit und Wille doch zusammen. — Endlich: wer so zu reden weiß, darf nicht den Mund schließen wollen, wie das Ende der Briefe befürchten macht. Seine Gabe verpflichtet ihn und der Dank derer, die auf ihn sehen.

Kirchenblatt: Sie regen mehr zum Denken an, als manche dicke dogmatische Untersuchung.

Theologische Rundschau: Das mag ein typisches Beispiel sein, wie N. auch dadurch, daß er zum Widerspruch reizt, anregt und zum Dank verpflichtet. Von den zahllosen wertvallen, hilfreichen und fruchtbaren Gedanken seines Buches ganz zu schweigen. Die Stärke liegt bei Naumanns „Briefen über Religian" in der zergliedernden Ehrlichkeit und der bunten Fülle der Anregungen.

Monatlicher Anzeiger des christlichen Vereins junger Männer, Leipzig: Glänzend geschrieben, ein echter Naumann.

Deutsche Monatsschrift: Naumann will keine definitiven Antworten geben, er will nur mit der ihm eigenen großen Ehrlichkeit auf die große Spannung hinweisen, in der sich das vulgäre Christentum und unser Zeitbedürfnis befinden. Damit wird freilich sein Buch, das in jeder Zeile den tiefreligiösen Menschen verrät, ganz von selbst zu einem lebhaften Appell an uns alle.

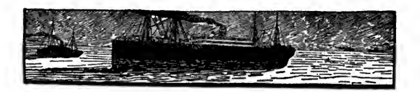
Allgemeine Deutsche Lehrer-Zeitung: Wir bewundern Naumanns Freimut und Ueberzeugungstreue und gestehen gern, daß uns die Lektüre der Briefe reichen Genuß für Geist und Gemüt bereitet hat.

Preußische Lehrerzeitung: „Wenn Freude Schaffungsmut ist, dann ist alles in und an dem Buche freudig. Hier fügt sich das treffende Wart nur zum tapfern und befreienden Gedanken. Nach diesen sucht man in den Briefen nicht vergebens. Ueberall sind die Fragen ja sicher vargestellt und so mutig beschaut, daß die Nebel schwinden und das Licht durchbricht. Jeder der 27 Briefe hat seinen eigenen Sonnenstrahl, ein aufleuchtendes Bild, gesättigt mit Wahrheit und Kraft."

Leipziger Lehrerzeitung: Wer alsa wissen will, wie sich die religiösen Lebensprobleme in dem Herzen eines ehrlichen, tiefgrabenden Wahrheitsuchers gestalten, der greife nach diesem schön geschriebenen Büchlein.

Süddeutsche Arbeiter-Zeitung: Naumann schreibt für „Suchende". Wer sich aber zu diesen rechnen darf, der wird mit wirklicher Spannung die Wege mitgehen, die er hier geführt wird. Und an vielen Stellen wird sich ihm sicher die Spannung des Suchens in die Freude des Entdeckens verwandeln. Insbesondere fällt auch aus diesen Briefen viel helles, klärendes Licht auf die Entwicklung in der Religion, von welcher aus Anlaß des Bibel- und Babel-Streites so viel die Rede war.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.



Wie urteilt die Presse über Dr. Rohrbachs Buch?

Die Grenzboten: Eine Arbeit über alle mit diesem Thema verknüpften Fragen, die eingehender Beachtung wert ist. Die Schrift sollte jedem Abgeordneten auf sein Pult gelegt werden. Vielleicht entschließen sich dann doch einige Volksvertreter, das lehrreiche Buch zu lesen, lehrreich, obgleich es eigentlich nur die nächstliegenden greifbarsten Wahrheiten zusammenfaßt, einheitlich ordnet und logisch weiter entwickelt.

Preußische Jahrbücher (Professor Delbrück): Den hier gekennzeichneten Mängeln in unserem öffentlichen Dasein (freiwillige Unterordnung der deutschen Volksvertreter unter Bureaukratie und Diplomatie, zum andern die Verkennung der internationalen Lage, unserer Machtmittel und Ansprüche durch die Alldeutschen) will das Buch entgegenwirken, und man darf sagen, daß es dazu vorzüglich geeignet ist. Manchen Ansichten möchte ich freilich widersprechen, aber das Ganze, gleich wertvoll durch das Material, das geboten wird, und anziehend durch die flüssige Form des Vortrages kann nicht genug empfohlen werden.

Marine-Rundschau: Rohrbachs Schrift verdient die weitgehendste Beachtung.

Deutsche Handels-Wacht: Wer sich für die große Politik interessiert und aus der oberflächlichen Behandlung die ihr unsere meisten Tageszeitungen angedeihen lassen, keinen Ueberblick über ihre beherrschenden Richtlinien zu gewinnen vermag, findet hier eine ganz treffliche Anleitung ... Jedenfalls muß man ihm für die vorliegende Schrift dankbar sein, weil sie geeignet ist, die sprichwörtliche Unwissenheit unserer meisten Landsleute in Fragen der auswärtigen Politik zu mildern. Das Buch ist durchweg in einer großzügigen Betrachtungsweise gehalten, bringt manche neue Gesichtspunkte und ist frisch und verständlich geschrieben.

Literarisches Zentralblatt: Dieses ganz ausgezeichnete Buch behandelt in knappen, leichtverständlichen Grundzügen die politischen Hauptprobleme, die unsere internationale Lage gegenwärtig beherrschen. Es ist um so dankenswerter, als gerade auf dem Gebiet, auf welchem sich diese Arbeit bewegt, die Durchbildung weiterer Kreise viel zu wünschen übrig läßt und Rohrbach daher mit seiner Schrift geradezu einem Bedürfnis nach besserer Schulung der Oeffentlichkeit in unseren auswärtigen Angelegenheiten entgegenkommt. Die Lektüre ist allen, die in politischen Dingen mitreden und mittaten wollen, angelegentlichst zu empfehlen.

Monatsschrift für kirchliche Praxis (Professor Baumgarten): Eine hervorragende Schule im politischen Denken und zur Entwöhnung von Konfusion von Politik und Gemüt bezw. Moral bietet Paul Rohrbachs im Buchverlag der „Hilfe“ erschienene Schrift „Deutschland unter den Weltvölkern“. Die leidenschaftslose, alle ökonomischen und geographischen Bedingungen wie die Imponderabilien der Stimmung abwägende Behandlung ist zumal angesichts des ostasiatischen Krieges vorzüglich geeignet, einen straffen Wirklichkeitssinn zu erziehen. Wir wissen, daß das Buch von verantwortlichen Stellen hochgeschätzt wird.

Sächsische Schulzeitung: Dem Urteile: „Rohrbach gibt ein plastisches Bild der Weltlage in feingeschliffener Darstellung“, schließe ich mich an.

Straßburger Zeitung: Daß unsere Politiker dem Buche viel Belehrung entnehmen können, bedarf keiner Begründung. Besonders erfreulich ist, daß unsere Staatsmänner es studieren werden, denn sie hätten den Verfasser kaum mit der Stellung, die er jetzt inne hat, betraut, wenn sie nicht durch seine schriftstellerische Tätigkeit auf ihn aufmerksam geworden und sein Urteil hätten schätzen lernen.

✠✠✠✠✠✠✠✠✠✠✠✠✠✠✠✠✠✠

Patria!

Jahrbücher der „Hilfe“ 1901—1905.



Die Frankfurter Zeitung schrieb darüber: „Was man gewöhnlich unter einem Jahrbuch versteht, ist die „Patria“ nicht. Sie ist weder ein Rückblick auf Begebenheiten des verflossenen Jahres, noch ein Kalender oder dergleichen. Sie ist eine Sammlung von Essays, die zusammengefaßt sind unter dem Gesichtspunkt: „Alles was gesund ist an politischen und geistigen Regungen, hat in sich eine innere fröhliche Verwandtschaft“. Diese Gemeinschaft pflegt die „Patria“, wobei sie auch gerne Personen das Wort erteilt, die nicht zum engeren Parteiverbande des Herausgebers gehören. Im Einzelnen findet man in ihr Studien der verschiedensten Art.“ — Jeder Beitrag ist eine abgeschlossene Studie für sich, einzelne Aufsätze sind illustriert. Ein zündendes Vorwort des Herausgebers führt stimmungsvoll in die Lektüre jedes Buches ein. Künstlerischer Buchschmuck und elegante Originaleinbände (Deckelpressung schwarz und gold, Rotschnitt, Buchschmuck) machen die Jahrbücher der „Hilfe“ zu hervorragenden Geschenkwerken, die **auch nach Jahren ihren vollen Wert behalten.**

✠

Ihr Inhalt:

1901.

(177 Seiten eleg. gebunden 3 Mk.)

Vorwort F. Naumanns.

Max Maurenbrecher, Deutschlands Haltung im Burenkrieg.

Paul Schubring, Max Klinger.

Martin Wenck, Die Entwickelung der jüngeren Christlichsozialen.

Friedr. Naumann, Die Politik des Bauern.

F. A. Feddersen, An die Sprache. Stumme Säulen. Feierabend. An das Christkind

Friedr. Weinhausen, Das Beamtentum der deutschen Arbeiterbewegung.

H. v. Gerlach, Zur Frauenfrage.

G. Traub, Politik und Sittlichkeit.

A. u. B. Bonus, Moderne Bestrebungen im Buchverlag.

1902.

(187 Seiten eleg. gebunden 3 Mk.)

Vorwort F. Naumanns.

Jakob Beyhl, Die Befreiung der Volksschullehrer aus der geistlichen Herrschaft.

Friedr. Naumann, Das Brot des Volkes.

Paul Schubring, Böcklin — Leibl — Segantini.

H. v. Gerlach, Ein Brief zur Landarbeiterfrage.

M. Wenck, Freuden und Leiden eines Provinzialredakteurs.

Max Maurenbrecher, Caprivi und die politischen Parteien.

Carl Krauß, Die soziale Bedeutung des Fahrrades.

Paul Rohrbach, Ein Moment moderner Geschichtswissenschaft.

Jerem. Weitbrecht, Die evangelischen Arbeitervereine.

Friedr. Weinhausen, Die Berliner Dienstbotenbewegung.

Erich Schlaikjer, Von den „Ueberbretteln“.

1903.

(174 Seiten eleg. gebunden 3 Mk.)

Vorwort F. Naumanns.

Karl Lamprecht, Ueber die Anfänge der deutschen Parteibildung im 18. und 19. Jahrhundert.

Paul Schubring, Die Natur bei Richard Wagner.

Friedr. Naumann, Großstadt oder Kleinstädte.

Walter Lotz, Aufgaben der Verkehrspolitik auf dem Gebiete der Handelspolitik und der Wohnungsfrage.

M. Wenck, Die soziale Tätigkeit der Heilsarmee.

Titius, Die Debatte über Harnacks „Wesen des Christentums“.

Clara Viebig, Brennende Liebe.

W. Rein, Universität und Volksschullehrer.

A. Pohlmann, Die Bedeutung des Zuckers im Welthandel.

Paul Zschorlich, Shakespeare als Musikphilosoph.

Max Maurenbrecher, Warum mußte die Bernsteindebatte versanden?

1904.

(176 Seiten eleg. gebunden 3 Mk.)

Vorwort F. Naumanns.

Heinrich Sieveking, Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert.

Paul Schubring, Bilderbetrachtung.

Hermann Pachnicke, Liberalismus und Sozialpolitik.

Rudolph Sohm, Die zwei Schwerter.

Lujo Brentano, Ueber Ausfuhrprämien.

Rob. Drill, Die Bergfreude.

A. Pohlmann, Ueber See.

Friedr. Naumann, Das allgemeine Wahlrecht.

Pastor X, Sozialdemokratie und Kirche.

Erich Schlaikjer, Aesthetischer Spaziergang.

H. v. Gerlach, Vom deutschen Antisemitismus.

Paul Zschorlich, Eugen d'Albert in seinen Opern.

1905.

(225 Seiten eleg. gebunden 3 Mk.)

Vorwort F. Naumanns.

Theodor Barth, Heinrich Rickert.

Paul Schubring, Shakespeare und Rembrandt.

M. Wenck, Die Geschichte der Nationalsozialen. II. Teil.

A. Deißmann, Religiöse Fragen aus der unteren Schicht.

H. Weinheimer, Argentinien.

F. Naumann, Das Ideal der Freiheit.

Nitzsche, Die Anfänge der agrarischen Bewegung in Deutschland.

Bonus, Das Weib in der Literatur.

Druck von Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW.

image
not
available

